Geschichte

der

französischen Revolution

von

A. Thiers.

Deutsch

von

Dr. Wilhelm Jordan.

Dreizehnter Theil.

ARBEITER-VEREIN
ZU
LEIPZIG

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1848.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die Armeen in Norden, am Rhein, in den Alpen und Pyrenäen in der Mitte d. J. III. — Der erste Plan Pichegru's zum Verrath. — Die Vendée und Bretagne. Umtriebe und Pläne der Royalisten. — Wiederbeginn der Feindseligkeiten. — Quiberon. Die royalistische Armee durch Hoche vernichtet. — Friede mit Spanien. — Übergang der französischen Heere über den Rhein.

Die Lage der Heere hatte sich wenig verändert und obgleich eine Hälfte der guten Jahreszeit fast vorüber war, war es doch nirgend zu einem wichtigen Ereigniß gekommen. Moreau hatte den Oberbefehl der in Holland stehenden Nordarmee, Jourdan den über die Sambre- und Maasarmee und Pichegru den Befehl über die Rheinarmee erhalten, die von Mainz bis Straßburg in Quartier lag. Die Truppen befanden sich in einem Zustande der Entblößung, die durch das Nachlassen aller Regierungsmuskeln und durch den gänzlichen Fall des Papiergeldes nur noch schlimmer geworden war. Jourdan hatte weder Brückengeräth, um über den Rhein zu setzen, noch ein Pferd für seine Artillerie und Bagage. Kleber, der vor Mainz stand, hatte nicht den vierten Theil des Kriegsbedarfs, der zur Belagerung dieser Festung nöthig gewesen wäre. Die Soldaten desertirten nach dem Innern, denn die meisten meinten, sie hätten genug gethan für die Republik, nachdem sie ihre siegreichen Fahnen bis an den Rhein getragen. Die Regierung, welche sie weder zu unterhalten, noch ihren Eifer durch große Unternehmungen anzufeuern wußte, wagte es nicht,

die Ausreißer mit Gewalt zurückzuholen. Man wußte, daß die jungen Leute der ersten Requisition, die in das Innere des Landes zurückgekehrt, weder aufgesucht noch bestraft wurden. In Paris selbst standen sie sogar bei den Ausschüssen in Gunst, da sie oft deren freiwillige Miliz bildeten. Die Armeen hatten den vierten Theil ihres Bestandes verloren und überall fühlte man jene allgemeine Erschlaffung, die den Soldaten dem Dienste abgeneigt, die Anführer mißvergnügt macht und ihre Treue in Versuchung bringt. Der Deputirte Aub y, der im Wohlfahrtsausschusse die persönlichen Verhältnisse in der Armee besorgte, hatte eine förmliche Reaktion vorgenommen gegen alle patriotischen Offiziere, zu Gunsten derer, die in den beiden großen Jahren 93 und 94 noch gar nicht gedient. Die Österreicher waren moralisch zu erschlafft, sonst wäre dies der geeignete Augenblick gewesen, sich für ihre Niederlage zu rächen; allein sie suchten sich jenseit des Rheines langsam zu reorganisiren und wagten nichts, um die beiden einzigen Unternehmungen der Franzosen, die Belagerung von Luxemburg und Mainz zu verhindern. Diese beiden Festungen waren die einzigen Punkte, welche die Verbündeten noch auf dem linken Rheinufer besaßen. Der Fall Luxemburgs vollendete die Eroberung der Niederlande und entschied dieselbe für immer, die Eroberung von Mainz aber mußte die Kaiserlichen eines Brückenkopfs berauben, der es ihnen stets möglich machte, ungefährdet den Rhein zu überschreiten. Luxemburg ergab sich, durch den Hunger gezwungen, am 6. Messidor. Mainz konnte nur durch eine Belagerung fallen, allein zu einer solchen fehlte es an Kriegsbedarf. Man mußte die Festung auf beiden Ufern einschließen und zu diesem Zweck war es nothwendig, daß Jourdan oder Pichegru über den Rhein setzte. In Gegenwart der Österreicher war dies höchst schwierig und ohne Brückengeräth sogar unmöglich. So wurden unsere Heere, obschon siegreich, durch den Rhein aufgehalten und empfanden, wie alle Theile der Regierung, die Schwäche und Ohnmacht der gegenwärtigen Verwaltung. Auf der Alpengränze war unsere Lage noch minder befriedigend, denn hier

hatten wir sogar zurückweichen müssen. Kellermann befehligte die beiden Alpenarmeen; sie befanden sich in derselben Entblößung und waren außer durch die Desertion noch um verschiedene Abtheilungen geschwächt, welche man gegen die Städte im Süden geschickt. Die Regierung war auf die lächerliche Idee gekommen, Rom zu überrumpeln, um die Ermordung Basseville's zu rächen. Auf dem Geschwader von Toulon sollten zehntausend Mann an der Mündung der Tiber landen, der Stadt des Papstes eine Steuer auferlegen und dann schnell auf ihre Schiffe zurückkehren. Zum Glück verhinderte ein Seegefecht mit Lord Hotam, in welchem beide Geschwader gleich übel zugerichtet wurden, die Ausführung dieses Planes. Der General Devins benutzte den Augenblick, da Kellermann eine Abtheilung nach Toulon geschickt hatte, griff seinen rechten nach Genua stehenden Flügel an und zwang ihn zum Weichen. Es stand zu befürchten, daß die Verbindung mit Genua bald aufhören würde, da der Getraidehandel mit dieser Stadt bald sehr schwierig werden mußte, sobald sich der Feind der Küste von Ponant bemächtigt. — In Spanien war nichts Entscheidendes geschehen. Unsere Armee der östlichen Pyrenäen hielt noch immer Katalonien bis an das Ufer der Fluvia besetzt und hier wurden unnütze Gefechte geliefert, ohne daß wir uns jenseits des Stromes festsetzen konnten. In den westlichen Pyrenäen suchte Moncey sein von Krankheiten verzehrtes Heer einigermaßen herzustellen, um wieder in Guipuzcoa einzudringen und in Navarra vorzurücken. Obgleich unsere Heere, ausgenommen in Italien, nichts verloren, obgleich sie sogar eine der ersten Festungen Europas erobert, so wurden sie doch, wie wir gesehen, schlecht verwaltet, mit Schwäche geleitet und empfanden schmerzlich die allgemeine Anarchie, die in allen Theilen der Verwaltung herrschte. Der Augenblick war daher günstig, nicht zwar um sie zu besiegen, denn mit der Gefahr hätten sie ihre Energie wieder bekommen, wol aber ihre Treue in Versuchung zu führen und Pläne der Gegenrevolution anzuzetteln. Wir sahen, wie die Royalisten und die fremden Kabinette verschiedene Unterneh-

mungen gegen die aufständigen Provinzen verabredeten, wie Puisaye und England sich mit einem Landungsplane in der Bretagne beschäftigten und wie die Agenten in Paris und Spanien eine Expedition nach der Vendée entwarfen. Die Auswanderer hatten gleichzeitig im Sinne, von einer andern Seite her in Frankreich einzudringen. Während die von Spanien und England versuchten Expeditionen im Westen ausgeführt würden, wollten sie uns im Osten angreifen. Der Prinz von Condé hatte sein Hauptquartier am Rhein, wo er ein Korps von zweitausendfünfhundert Fußgängern und funfzehnhundert Reitern befehligte. Alle Auswanderer, die sich auf dem Festlande umhertrieben, sollten unter der Androhung, daß die fremden Mächte sie auf ihrem Gebiet ferner nicht dulden möchten, aufgefordert werden, sich mit ihm zu vereinigen, dann wollte er, die Österreicher zur Beschäftigung der republikanischen Armeen am Rhein zurücklassend, versuchen, über die Franche Comté einzudringen und auf Paris zu marschiren, während der Graf von Artois mit den Aufständigen des Westens von der andern Seite herankäme. Gelang dies Unternehmen nicht, so hoffte man wenigstens eine Kapitulation gleich der der Vendéer zu erhalten, da man dieselben Gründe hätte, um sie zu verlangen. — „Wir sind, wollten die Auswanderer sagen, Franzosen, die allerdings zum Mittel des Bürgerkriegs gegriffen haben, aber in Frankreich selbst und ohne Fremdlinge in ihre Reihen aufzunehmen.“ — Auch sei dies, meinten die Verfechter dieses Planes, das einzige Mittel für die Ausgewanderten, nach Frankreich zurückzukehren, entweder durch die Gegenrevolution oder durch eine Amnestie. — Die englische Regierung, welche das Korps Condé's in ihren Sold genommen hatte und lebhaft einen Angriff im Westen wünschte, während es selbst im Osten operiren wollte, forderte den Prinzen von Condé auf, irgend einen Versuch zu machen und ließ ihm durch seinen Gesandten in der Schweiz, Wickam, Geldunterstützung und die nothwendigen Mittel zur Bildung neuer Regimenter versprechen. Dem furchtlosen Prinzen konnte nichts erwünschter kommen, als die Aufforderung zu irgend einer Unterneh-

mung, denn obschon er durchaus unfähig, irgend eine Angelegenheit durchzuführen oder eine Schlacht zu leiten, war er doch bereit, blindlings auf jede Gefahr loszugehen, sobald man sie ihm nur zeigte. Man gab ihm den Gedanken ein, einen Versuch zur Verführung Pichegru's zu machen, welcher die Rheinarmee befehligte. Jener furchtbare Wohlfahrtsausschuß, der die Generale in Furcht hielt, sie stets mit offnem Auge bewachte und mit erhobner Hand bedrohte, war nicht mehr; die Republik bezahlte ihre Offiziere in Assignaten und gab ihnen kaum genug zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse; die im Innern entstandenen Unordnungen machten ihr ferneres Bestehen zweifelhaft und erregten die Besorgniß der Ehrgeizigen, welche durch ihren Fall ihre eigne schnell errungene hohe Stellung zu verlieren fürchteten. Man wußte, daß Pichegru Weiber und Ausschweifungen liebe, daß die 4000 Franks, welche er monatlich in Assignaten bekam und die an der Gränze kaum 200 Franks galten, ihm nicht genügen konnten, und daß er es überdrüssig sei, einer schwankenden Regierung zu dienen. Ferner erinnerte man sich, daß er im Germinal auf den elisäischen Feldern mit gewappneter Hand gegen die Patrioten eingeschritten. Alle diese Umstände machten es glaublich, daß Pichegru glänzenden Anerbietungen vielleicht nicht unzugänglich sein würde. Der Prinz wandte sich, um diesen Plan auszuführen, an Herrn von Montgaillard und dieser an einen Buchhändler in Neufchatel, Fauche-Borel, der, obschon er der Unterthan einer weisen und glücklichen Republik, sich zum heimlichen Diener einer Dynastie zu machen bereit war, unter der er nicht geboren. Fauche-Borel begab sich nach Altkirch, dem Hauptquartier Pichegru's. Nachdem er sich bei mehreren Revuen fortwährend in seiner Nähe gehalten, zog er endlich die Aufmerksamkeit des Generals auf sich und wagte es, ihn in dem Gange eines Hauses anzureden. Zunächst sprach er von einem Werke, welches er ihm widmen wolle und trat dann, da Pichegru seine Mittheilungen gewissermaßen hervorrief, mit seiner eigentlichen Absicht heraus. Pichegru verlangte einen Brief vom Prinzen von Condé

selbst, um zu wissen, mit wem er zu thun habe. Fauche-Borel kehrte zu Herrn von Montgaillard zurück und dieser wandte sich an den Prinzen. Es kostete eine ganze Nacht, den Prinzen zu bewegen, einen Brief von acht Zeilen zu schreiben; bald wollte er Pichegru nicht General tituliren, weil er fürchtete, dadurch die Republik anzuerkennen, bald wieder nicht sein Siegel auf das Couvert drücken. Endlich wurde der Brief geschrieben, Fauche-Borel kehrte zu Pichegru zurück und dieser ließ sich sogleich in Besprechungen ein, sobald er die Handschrift des Prinzen gesehen. Man bot ihm für sich selbst den Marschallsrang, die Regierung des Elsaß, eine Million baar Geld, das Schloß und den Park von Chambord und zwölf von den Österreichern genommene Kanonen, so wie eine Pension von 200,000 Franks an, die sich auf seine Frau und Kinder forterben sollte. Für sein Heer bewilligte man ihm die Beibehaltung aller Grade, eine Pension für die Festungskommandanten, die sich ergeben würden und für alle Städte, die ihre Thore öffneten, Abgabenfreiheit auf 15 Jahre. Dafür aber verlangte man, Pichegru solle die weiße Fahne wehen lassen, dem Prinzen von Condé die Festung Hüningen ausliefern und mit ihm gegen Paris marschiren. Pichegru war ein zu feiner Kopf, um dergleichen Vorschläge anzunehmen und wollte weder Hüningen ausliefern, noch die weiße Fahne in seiner Armee aufpflanzen, weil er sich dadurch zu sehr verpflichtete und bloßstellte. Er verlangte, man solle ihn mit einem auserwählten Korps den Rhein überschreiten lassen, dort wolle er die weiße Fahne entfalten, den Prinzen von Condé zu sich nehmen und mit ihm dann nach Paris marschiren. Man sieht nicht recht ein, was sein Plan dadurch gewinnen konnte, denn die Armee zurückzuführen, war jenseit des Rheins eben so schwer als diesseits. Allein er setzte sich nicht der Gefahr aus, eine Festung auszuliefern, dabei überrascht zu werden und keine Entschuldigung für seinen Verrath zu haben. Wenn er dagegen über den Rhein ging, so stand es noch bei ihm, den Verrath zu begehen oder nicht, wenn er sich mit dem Prinzen und den Österreichern nicht verständigen konnte; wurde sein

Vorhaben zu schnell entdeckt, so konnte er den erlangten Übergang über den Strom benutzen, um die Unternehmungen auszuführen, welche ihm seine Regierung gebot und dann sagen, er habe den Vorschlägen des Feindes nur Gehör geschenkt, um sie gegen ihn zu benutzen. In beiden Fällen blieb ihm die Möglichkeit, entweder die Republik oder den Prinzen, mit welchem er unterhandelte, zu verrathen. Fauche-Borel ging mehrere Male hin und her, ohne den streitigen Punkt beseitigen zu können, welcher immer darin bestand, daß der Prinz Hüningen, Pichegru den Übergang über den Rhein verlangte. Keiner von Beiden wollte einen so großen Vortheil vorweg aus der Hand geben. Was den Prinzen besonders abhielt, in das Verlangen Pichegru's einzuwilligen, war die Nothwendigkeit, sich erst an die Österreicher zu wenden, um die Erlaubniß zum Übergang Pichegru's zu erhalten, denn er wünschte ohne sie zu handeln und die Ehre der Gegenrevolution für sich allein zu behalten. Doch scheint es, daß er sich dennoch genöthigt sah, an den österreichischen Staatsrath zu berichten und mittlerweile mußte Pichegru, da er sich von den Repräsentanten überwacht sah, seine Unterhandlungen und seinen Verrath abbrechen. Während sich dies bei der Armee zutrug, fuhren die Agenten im Innern fort, Umtriebe zu machen. Der junge Prinz, der Sohn Ludwig **XVI.** war, an einer skrophulösen Kniegeschwulst gestorben. Die royalistischen Agenten behaupteten, er sei an Gift gestorben und beeilten sich, die Urkunden über die Ceremonie der Königsalbung aufzusuchen, um sie nach Verona zu schicken. Der Regent war für sie König geworden und hieß Ludwig **XVIII.** und der Graf von Artois Monsieur. — Die Herstellung des Friedens in den aufständigen Provinzen war nur eine scheinbare gewesen. Die Einwohner, welche einiger Ruhe und Sicherheit zu genießen begannen, waren zwar geneigt, Frieden zu halten, allein die Anführer und die an den Krieg gewöhnten Männer, welche sie umgaben, warteten nur auf eine Gelegenheit, wieder zu den Waffen zu greifen. Charette, dem die Landwehr zur Verfügung stand, suchte unter dem Vorwande, die

Polizei im Lande zu üben, ein neues Heer zum Wiederbeginn des Feldzuges zu bilden. Er verließ nicht mehr sein Lager von Belleville und empfing in demselben fortwährend royalistische Abgesandte. Die Pariser Agenten hatten ihm von Verona eine Antwort auf den Brief zukommen lassen, in welchem er seinen Friedensschluß zu entschuldigen suchte. Der Prätendent überhob ihn jeder Entschuldigung, versicherte ihn auch für die Zukunft seines Vertrauens und seiner Gunst und versprach ihm die baldige Unterstützung Spaniens. Die Pariser Agenten führten die Ausdrücke des Prinzen noch weiter aus und schmeichelten dem Ehrgeiz Charette's mit den großartigsten Hoffnungen. Sie versprachen ihm den Befehl über alle royalistischen Länder und eine beträchtliche Expedition, die ihm aus den Häfen Spaniens in Begleitung der französischen Prinzen zu Hülfe kommen sollte. An die, welche in England vorbereitet wurde, schienen sie nicht recht zu glauben. Die Engländer, sagten sie, hätten stets Versprechungen gegeben und sie nie gehalten; übrigens solle man sich, wo es irgend möglich sei, ihrer Mittel zu bedienen suchen, aber zu andern Zwecken, als die von ihnen vorgeschlagenen. Die für die Bretagne bestimmte Hülfe solle man in der Vendée landen lassen und jene Gegend Charette übergeben, der allein das Vertrauen des gegenwärtigen Königs besitze. Alles dies mußte sowol dem Ehrgeiz Charette's, als seinem Haß gegen Stofflet, sowol seiner Eifersucht auf die neue Wichtigkeit Puisaye's, als seinem Groll gegen England schmeicheln, das er beschuldigte, es habe noch nie etwas für ihn gethan. Stofflet schien minder geneigt, die Waffen wieder zu ergreifen, als Charette, obschon er größeren Widerwillen gezeigt, sie abzulegen. Sein Land fand mehr Geschmack an den Vortheilen des Friedens, als die andern Gegenden und schien sehr abgeneigt gegen den Krieg; ihn selbst aber verletzte der Vorzug, den man Charette gab, auf das Tiefste. Er hatte den Rang eines Generallieutenants, den man seinem Nebenbuhler ertheilt, eben so sehr verdient, wie er meinte und war höchst ärgerlich über die gegen ihn begangene Ungerechtigkeit. Die Bretagne war bereit zu einer Erhe-

bung. Cormatin spielte seine Rolle weiter fort und gab sich ein lächerliches Ansehen. La Prevalaie hatte er zu seinem sogenannten Hauptquartier gemacht, schickte öffentliche Befehle, die von diesem Hauptquartiere aus datirt waren, an alle Häupter der Chouans und zog von einer Abtheilung zur andern, um die Jägerkompagnien einzurichten, that, als wolle er jede Verletzung des Waffenstillstandes verhindern und als sei er der eigentliche Gouverneur der Bretagne. Er kam oft in seiner Chouansuniform, welche Mode geworden war, nach Rennes, ließ sich dort von den Einwohnern Achtung bezeigen und von den Weibern schmeicheln, welche in ihm eine wichtige Person und das Oberhaupt der royalistischen Partei zu sehen glaubten. Ins Geheim fuhr er fort, die Chouans für den Krieg zu stimmen und mit den royalistischen Agenten zu korrespondiren. Seine Stellung Puisaye gegenüber war höchst mißlich geworden; er war ihm ungehorsam gewesen und hatte sein Vertrauen getäuscht, darum blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich den Pariser Agenten in die Arme zu werfen, welche ihm Hoffnung machten auf den Oberbefehl der Bretagne und ihn in ihre Pläne mit Spanien einweihten. Diese Macht versprach monatlich 1,500,000 Franks unter der Bedingung, daß man ohne England handle. Nichts konnte Cormatin gelegener kommen, als ein Plan, welcher ihn mit England und Pusaye brechen hieß. Zwei andere Offiziere, welche Puisaye von London aus nach der Bretagne geschickt, Vieuville und Dondigné, waren gleichfalls zu dem System der Pariser Agenten übergegangen und hatten sich überreden lassen, daß England nur betrügen wolle, wie in Toulon, sich der Royalisten bedienen, um einen Hafen zu erhalten, Franzosen gegen Franzosen kämpfen zu lassen, aber keine Hülfe zu leisten, die wirklich im Stande wäre, die Partei der Prinzen zu erheben und ihren Sieg zu sichern. Während ein Theil der Bretonischen Anführer sich ganz diesen Gedanken hingab, blieben die im Morbihan, in Finisterre und an den Nordküsten, da sie seit langer Zeit mit Puisaye in Verbindung standen, gewohnt waren, unter ihm zu dienen und bisher mit den Pariser Intriguanten

nichts zu thun gehabt, ihm getreu, nannten Cormatin einen Verräther und schrieben nach London, sie seien bereit, wieder die Waffen zu ergreifen. Sie trafen Anstalten, kauften Kriegsvorräthe und Tuch zu schwarzen Jacken und verleiteten die republikanischen Soldaten zum Ausreißen. Dies gelang ihnen, weil sie als die Herrn des Landes Lebensmittel im Überflusse hatten, während die republikanischen Soldaten schlecht beköstigt wurden und nur über Assignaten verfügten, um ihre Ration zu verbessern, sich genöthigt sahen ihre Fahnen zu verlassen, um nur leben zu können. Überdies war man auch so unvorsichtig gewesen, in den gegen die royalistischen Provinzen dienenden Regimentern viele Bretonen zu lassen, welche natürlich so bald als möglich zu den Reihen ihrer Landsleute übertraten. Hoche beobachtete den Zustand des Landes mit unablässiger Wachsamkeit. Er sah, wie die Patrioten unter dem Vorwande des Entwaffnungsgesetzes verfolgt wurden, wie die Royalisten sich stolz in die Brust warfen, wie alle Lebensmittel von den Pächtern zurückgehalten wurden, die Straßen unsicher und die öffentlichen Wagen genöthigt waren, in ganzen Zügen abzugehen, um unter Bedeckung zu fahren; wie die Chouans geheime Zusammenkünfte hielten und wie die Verbindung mit den Inseln Jersey und Guernesey immer lebhafter wurde; er schrieb deshalb an den Ausschuß und an die Repräsentanten, man habe sich mit dem Frieden arg hinters Licht führen lassen, die Republik sei betrogen und Alles verkündige einen baldigen Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Mittlerweile hatte er umherziehende Kolonnen gebildet und sie im ganzen Lande vertheilt, um die Ruhe sicher zu stellen und sogleich über die Empörer herfallen zu können, sobald sie sich zusammenrotteten. Allein die Anzahl seiner Truppen war für die weite Ausdehnung der Gegend und besonders für die beträchtliche Länge der Küsten ungenügend. Die Furcht vor einem Aufstande im Innern des Landes oder das Erscheinen englischer Schiffe an den Küsten erheischte überall die Gegenwart seiner Kolonnen und erschöpfte sie durch fortwährende Märsche. Einem solchen Dienste zu genügen, bedurfte es

sowol seinerseits, als von Seiten des Heeres einer Selbstverläugnung, die hundert Mal verdienstlicher war, als der dem Tode trotzende Muth. Leider suchten sich seine Soldaten für ihre Anstrengungen durch Ausschweifungen schadlos zu halten. Darüber war er trostlos und es kostete ihm eben so viel Mühe, sie in Schranken zu halten, als den Feind zu überwachen. Bald hatte er Gelegenheit, Cormatin auf frischer That zu ertappen. Man fing Depeschen auf, die er an verschiedene Chouansführer geschrieben und erlangte so einen sprechenden Beweis seiner geheimen Umtriebe. Hoche ließ ihn am Abend des 6. Prairial verhaften und setzte so seiner Rolle ein Ziel. Sogleich schrieen die Häupter der Royalisten über Verletzung des Vertrages. Zur Entgegnung ließ Hoche die Briefe Cormatin's drucken und warf ihn sammt seinen Mitschuldigen in die Gefängnisse von Cherbourg. Zugleich aber hielt er seine Kolonnen bereit, gegen die etwa aufstehenden Empörer loszubrechen. Im Morbihan erhob sich der Chevalier Desilz, wurde aber sogleich vom General Josnet angegriffen, der ihm dreihundert Mann tödtete und ihn gänzlich in die Flucht schlug. Desilz kam selbst dabei um. An der Nordküste erhob sich Bois Hardi; sein Korps wurde zersprengt, er selbst gefangen und getödtet. Die Soldaten waren wüthend über die Treulosigkeit des jungen Häuptlings, schlugen ihm den Kopf ab und trugen diesen auf einem Bajonnet herum. Entrüstet über diese unedle Handlung, schrieb Hoche einen herrlichen Brief an seine Soldaten und ließ die Schuldigen bestrafen. Diese schnelle Vernichtung der beiden aufgestandenen Häuptlinge hielt die andern in Schranken. Sie rührten sich nicht, warteten aber ungeduldig auf das Erscheinen der längst versprochenen Expedition. Ihr Feldgeschrei war: „Es lebe der König, England und Bonchamps!“—

In London machte man große Vorbereitungen. Puisaye hatte sich vollkommen mit den englischen Ministern verständigt. Man bewilligte ihm jetzt zwar nicht mehr Alles, was man ihm anfänglich versprochen, weil der geschlossene Friede das Vertrauen verringerte, doch gab man ihm die Regimenter der Ausgewanderten und ein be-

trächtliches Kriegsmaterial zum Versuche einer Landung; außerdem versprach man ihn mit allen Hülfsmitteln der Monarchie zu unterstützen, wenn die Unternehmung einen Erfolg zu zeigen beginne. Englands eignes Interesse mußte diese Versprechungen glaublich machen; denn nachdem es durch die Eroberung Hollands vom Festlande vertrieben worden war, konnte es jetzt wieder einen Kampfplatz gewinnen, diesen Kampfplatz in das eigne Herz Frankreichs verlegen und seine Heere aus Franzosen bilden. Die Regimenter der in die Länder des Festlandes Ausgewanderten waren in den Dienst Englands übergegangen, wie wir oben sahen; von diesen sollte das Korps Condé's am Rhein bleiben, die andern aber an den Mündungen der Elbe eingeschifft und nach der Bretagne gebracht werden. Außer diesen alten Regimentern, welche die schwarze Kokarde trugen und des erfolglosen Dienstes unter den verbündeten Mächten überdrüssig waren, wollte England noch neue Regimenter bilden, die in seinem Solde stehen, aber die weiße Kokarde tragen sollten, damit ihre Bestimmung mehr französisch aussähe. Allein da die Auswanderer keine große Lust mehr hatten zu dienen, gelang es kaum, drei Regimenter zusammenzubringen und selbst diese waren noch lange nicht vollzählig. Während so Puisaye ein Heer bildete, suchte er sich auch Finanzen zu verschaffen. England versprach ihm anfangs Geld in genügender Menge, allein er wollte sich Assignaten prägen und ließ sich von den Prinzen ermächtigen, drei Milliarden falsche zu drucken. Er verwandte zu diesem Geschäft müssige Geistliche, die nicht dazu taugten, den Degen zu führen. Der Bischof von Lyon urtheilte darüber aber anders, als Puisaye und die Prinzen, und verbot den Geistlichen diese Beschäftigung. Puisaye mußte sich an andere Leute wenden, ließ aber doch die Summe anfertigen, die er mitnehmen wollte. Dann ließ er sich von dem Grafen von Artois die nöthige Vollmacht ertheilen, die Expedition zu befehligen und bis zu des Letztern Ankunft alle Stellen zu besetzen. Der englische Minister seinerseits vertraute ihm die Leitung der Unternehmung, beauftragte jedoch, seiner Verwegenheit und seiner

Ungeduld, bald zu landen, mißtrauend, den Grafen von Hervilly, die Regimenter der Emigrirten bis zum Augenblick der Landung unter seinem Befehle zu behalten. Nachdem man diese Bestimmungen getroffen, schiffte man die Regimenter ein und versorgte die Flotte mit Lebensmitteln auf drei Monate für sechstausend Mann. Außerdem wurden hundert Reit- und Zugpferde, siebzehntausend vollständige Infanterie- und viertausend Kavallerieuniformen, siebenundzwanzigtausend Gewehre, zehn Feldstücke und sechshundert Fässer Pulver eingeschifft. Puisaye erhielt 10,000 Louisd'or in Gold und Wechsel auf England, damit er außer seinen falschen Assignaten über zuverlässigere Mittel gebieten könne. Das Geschwader, welches diese Expedition an Bord hatte, bestand aus drei Linienschiffen von vierundsiebzig Kanonen, zwei Fregatten von vierundvierzig, vier Schiffen von dreißig bis sechsunddreißig Kanonen und mehreren Kanonierbooten und Transportschiffen. Es stand unter dem Befehle des Kommodore Waren, eines der ausgezeichnetsten und tapfersten Offiziere in der englischen Seemacht. Dies war die erste Abtheilung. Gleich nach dem Abgange derselben sollte eine zweite nach Jersey segeln, die dort befindlichen Emigrirten aufnehmen, einige Zeit vor St. Malo kreuzen, welches einige Verräther Puisaye auszuliefern versprochen und dann, falls dies nicht geschehen sollte, zu Puisaye stoßen und ihm die Auswanderer bringen. Wenn die Landung sich ohne Schwierigkeiten bewerkstelligen ließ, wenn ein Theil der Bretagne Puisaye entgegenkam und es ihm gelang, festen Fuß zu fassen auf den Küsten Frankreichs, so sollte sofort eine neue Expedition mit einem englischen Heere und dem Grafen von Artois unter Segel gehen. Lord Moira war bereits abgegangen, um den Prinzen zu holen. Der einzige Fehler dieser Anstalten war der, daß die Expedition in mehrere Abtheilungen getrennt und der französische Prinz nicht an die Spitze der ersten gestellt wurde. Das Geschwader ging gegen Ende Prairial unter Segel. Der Landungspunkt war ein Geheimniß, außer für Puisaye, den Kommodore Waren und die Herrn Tinteniac und d'Allegre, welche Puisaye vor-

ausgeschickt, um seine Ankunft zu melden. Nachdem man lange berathen, gab man der südlichen Bretagne den Vorzug und entschied sich für die Bucht von Quiberon, eine der besten und sichersten des Festlandes, die den Engländern vortrefflich bekannt war, da sie in derselben lange vor Anker gelegen. Während die Expedition unterwegs war, bedrohten Sidney Smith und Lord Cornwallis die ganze Küste, um die Republikaner in Betreff des wahren Landungspunktes zu täuschen und Lord Bridport beschützte mit einem Geschwader, das bei den Inseln von Ouessant stationirte, den Convoi. Die französische Seemacht auf dem Ocean war seit den Kreuzereien des letzten Winters, bei denen die Flotte von Brest durch das stürmische Wetter schrecklich gelitten hatte, nur wenig zu fürchten. Dennoch hatte Villaret-Joyeuse den Befehl erhalten, mit den neun in Brest liegenden Linienschiffen unter Segel zu gehen, um sich mit einer bei Belle-Isle blokirten Abtheilung zu vereinigen. Nachdem er dies ausgeführt und auf einige englische Schiffe Jagd gemacht, ging er wieder nach Brest unter Segel. Ein heftiger Windstoß zerstreute seine Flotte und er verlor Zeit, bis er sie wieder vereinigte. Bei dieser Gelegenheit begegnete er der nach der Küste von Frankreich bestimmten Expedition. Er war derselben an Zahl überlegen und hätte sie aufheben können; allein der Kommodore Waren bemerkte die Gefahr, zog alle Segel auf und stellte den Konvoi in der Ferne so auf, daß er wie eine zweite Linie von Kriegsschiffen aussah. Zugleich schickte er zwei Kutter aus, welche das große Geschwader Lord Bridports aufsuchen und herbeiholen sollten. Villaret glaubte nicht mit Vortheil kämpfen zu können und segelte den erhaltenen Instruktionen gemäß wieder nach Brest zurück. Da aber erschien Lord Bridport und griff sogleich die republikanische Flotte an, brachte die Linie Villarets in Verwirrung und nahm ihm drei Schiffe, so daß er sich genöthigt sah, statt nach Brest, in den Hafen von Lorient zu fliehen. Am 7. Messidor warf der Konvoi in der Bay von Quiberon Anker. Puisaye wußte, daß sich wenig Truppen an der Küste befänden und wollte sogleich landen; allein der Graf von Hervilly, ein tapfe-

rer Mann, der wol im Stande war, ein Regiment in gute Zucht zu bringen, aber unfähig, eine Unternehmung zu leiten und besonders in Bezug auf Oberbefehl und Pflicht die kleinlichsten Bedenklichkeiten hegte, sagte, er befehlige die Truppen, er müsse der englischen Regierung für dieselben stehen und könne sie nicht auf gut Glück an einer feindlichen und unbekannten Küste landen lassen, bevor dieselbe untersucht sei. Einen ganzen Tag brachte er damit zu, die Küste durch ein Fernglas zu besehen und obgleich er keinen einzigen Soldaten gewahrte, weigerte er sich doch gegen die Landung. Endlich willigte er ein, als Puisaye und der Kommodore Waren sie einstimmig beschlossen und am 9. Messidor betraten diese thörichten und verblendeten Franzosen voller Freude das Land, welchem sie den Bürgerkrieg brachten und auf dem ihrer ein trauriges Schicksal harrte. Die Bucht, in welcher sie gelandet, wird auf der einen Seite durch das Ufer der Bretagne, auf der andern von einer Halbinsel gebildet, welche etwa eine Stunde breit und zwei Stunden lang ist, die berühmte Halbinsel von Quiberon. Mit dem Lande steht dieselbe durch eine schmale, eine Stunde lange Sandzunge in Verbindung, welche La Falaise heißt. Das Fort Penthièvre, welches zwischen der Halbinsel und La Falaise liegt, vertheidigt den Zugang von der Landseite. In diesem Fort lag eine Besatzung von siebenhundert Mann. Die durch diese Halbinsel und die Küste gebildete Bucht bietet den Schiffen einen der sichersten und geschütztesten Ankerplätze auf dem ganzen Kontinente. Die Expedition hatte sich beim Dorfe Carnac im Hintergrunde der Bucht ausgeschifft. Als sie ankam, eilten mehrere Anführer der Chouans, Dubois, Berthelet, d'Allegre, George Cadoudal und Mercier, welche Tinteniac benachrichtigt, mit ihren Truppen herbei, zerstreuten einige Abtheilungen, welche die Küste bewachten, warfen sie ins Innere zurück und trieben sie ans Ufer. Sie brachten vier bis fünftausend kriegsgewohnte, aber schlechtbewaffnete und schlechtbekleidete Leute mit, die noch nicht in Reihe und Glied gingen und mehr wie Räuber, als wie Soldaten aussahen. Mit diesen Chouans vereinigten sich die

Bauern der Umgegend und brachten unter dem Ruf: „Es lebe der König!" dieser Befreiungsarmee, welche ihnen ihren Fürsten und ihre Religion wiedergeben wollte, Eier, Geflügel und Lebensmittel aller Art. Puisaye war voller Freude bei diesem Anblick und glaubte schon, daß die ganze Bretagne aufstehen werde. Die Emigrirten, welche ihn begleiteten, empfanden aber andere Eindrücke. Sie hatten an den Höfen gelebt oder in den schönsten Armeen Europas gedient und sahen mit Widerwillen und wenig Vertrauen, welche Soldaten man unter ihren Befehl stellen wolle. Schon ließen sich Anzüglichkeiten und Klagen hören. Man brachte Kasten mit Gewehren und Kleidern; die Chouans fielen darüber her, Unteroffiziere vom Regiment Hervilly's wollten die Ordnung wiederherstellen; es entstand Streit und ohne Puisaye's Dazwischenkunft hätte die Sache bald traurige Folgen gehabt. Diese erste Begegnung war wenig geeignet, Vertrauen herzustellen zwischen den Aufständigen und den regelmäßigen Truppen, welche den Chouans etwas verdächtig waren, weil sie von England kamen und dieser Macht angehörten. Dennoch bewaffnete man die ankommenden Schaaren und ihre Zahl belief sich in zwei Tagen schon auf zehntausend Mann. Man gab ihnen rothe Anzüge und Flinten; Puisaye wollte ihnen auch Anführer geben, da es aber an Offizieren fehlte, so wollte er sie aus den Regimentern nehmen, in denen sie überzählig vorhanden waren, sie unter die Chouans vertheilen, dann schnell gegen Vannes und Rennes marschiren, den Republikanern keine Zeit lassen, sich zu besinnen, die ganze Gegend in Aufstand bringen und dann hinter der wichtigen Linie von Mayenne eine Stellung einnehmen. Hier, meinte Puisaye, wo man über vierzig Stunden Landes verfüge und bereits die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht habe, würde es immer noch Zeit sein, die unregelmäßigen Truppen zu organisiren. Allein Hervilly war ein ängstlicher Kleinigkeitskrämer und Methodenmensch, hielt nichts von den ungeordneten Chouans und weigerte sich, seine Offiziere herzugeben. Statt dessen wollte er vielmehr mit den Letzteren seine Regimenter vervoll-

ständigen, dann rekognoscirend vorrücken und sich gute Stellungen aussuchen. Das stimmte freilich nicht in Puisaye's Plan. Er versuchte sich seines Oberbefehls zu bedienen, allein Hervilly läugnete denselben und sagte, das Kommando der regelmäßigen Truppen gehöre ihm, er sei der englischen Regierung für seine Truppen verantwortlich und dürfe sie nicht gefährden. Puisaye stellte ihm vor, er habe dies Kommando nur während der Überfahrt gehabt, seit der Ankunft auf dem Boden der Bretagne aber sei er selbst, Puisaye, der oberste Anführer und Leiter aller Unternehmungen. Sogleich schickte er einen Kutter nach London, um eine Entscheidung dieses Streites zu holen und beschwor Hervilly, er möge das Unternehmen nicht durch unselige Zwistigkeiten mißlingen lassen. Hervilly war ein tapferer und redlicher Mann, aber wenig geeignet zum Bürgerkriege und hegte einen entschiedenen Widerwillen gegen diese zerlumpten Aufrührer. Übrigens waren alle Auswanderer gleich ihm der Meinung, sie seien nicht geschaffen zum „Chouaniren", Puisaye bringe sie in Gefahr, indem er sie nach der Bretagne geführt, er hätte in der Vendée landen müssen, wo man den berühmten Charette und gewiß ganz andere Soldaten würde gefunden haben. Schon vor fünf Tagen war man gelandet und immer erst drei bis vier Stunden vorgerückt. Puisaye war höchst mißvergnügt, doch fügte er sich in diese Widerwärtigkeiten und hoffte die Langsamkeit und die Hemnisse, welche seine Waffengenossen ihm entgegenstellten, schon zu besiegen. Er machte Hervilly den Vorschlag, sich durch eine Überrumplung des Forts Penthièvre zu bemächtigen; durch dasselbe wurden sie Herrn der Halbinsel und hatten eine unüberwindliche Stellung. Hervilly willigte ein, wollte aber einen regelmäßigen Angriff auf das Fort beginnen. Puisaye hörte auf ihn nicht und schlug einen Sturm vor. Der Kommodore Waren erbot sich, denselben durch das Feuer seines ganzen Geschwaders zu unterstützen. Die Kanonade begann am 13. Messidor und der entscheidende Angriff wurde auf den 15. festgesetzt. Unterdeß schickte Puisaye Boten in der ganzen Bretagne umher, um Charette, Stofflet und alle Häup=

ter der aufständigen Provinzen zu den Waffen zu rufen. Die Nachricht von der Landung hatte sich binnen zwei Tagen in der ganzen Bretagne und einige Tage darauf schon in ganz Frankreich verbreitet. Die Royalisten waren voller Freude, die Revolutionärs voller Zorn und Beide glaubten die Auswanderer schon in Paris zu sehen. Der Konvent schickte auf der Stelle zwei außerordentliche Kommissarien zu Hoche und seine Wahl traf Blad und Tallien. Die Gegenwart des Letzteren auf dem bedrohten Punkte sollte beweisen, daß auch die Thermidoristen eben so sehr gegen den Royalismus als gegen die Schreckensregierung seien. Hoche schrieb dem Wohlfahrtsausschuß voll selbstbewußter Ruhe und Energie, um ihm Zuversicht einzuflößen: „Ruhe und Thätigkeit, Lebensmittel, die uns fehlen und die zwölftausend Mann, die ihr mir schon so lange versprochen!“ Bald hatte er die ganze Bretagne mit seinen Abtheilungen umstrickt. Hier sollten die Täuschungen zerstört werden, welche der erste Aufstand der Vendée angeregt hatte. Weil im Jahre 1789 die Bauern der Vendée, die nur Nationalgarden, aus Bürgern gebildet, sich gegenüberstehen sahen, welche kaum mit einem Gewehre umzugehen verstanden, im Stande gewesen waren, sich des gesammten Poitou und Anjou's zu bemächtigen und sich dann in ihren Schluchten und Wäldern so festgesetzt, daß man sie schwer besiegen konnte, bildete man sich jetzt ein, die Bretagne werde sich auf das erste Zeichen Englands sofort erheben; allein die Bretonen waren weit entfernt, die Kampflust der ersten Vendéer zu besitzen; nur einige Banditen, Chouans genannt, waren fest entschlossen zum Kriege oder vielmehr zur Plünderung und dazu kam, daß ein junger Anführer, dessen Feuer seinem Geiste gleichkam, kriegsgewohnte Truppen zu seiner Verfügung hatte und die ganze Bevölkerung mit fester, sicherer Hand im Zaume hielt. Überdies wartete ein Theil der Chouans, die unter dem Einflusse der royalistischen Agenten in Paris standen, bevor sie sich mit Puisaye vereinigten, auf die Ankunft eines französischen Prinzen. Alle diese Agenten und die Theilnehmer an ihren Umtrieben meinten, diese Expedition sei ungenügend

und betrügerisch; England wolle in der Bretagne nur die Ereignisse von Toulon wiederholen. Es hieß nicht mehr, England beabsichtige die Krone dem Grafen Artois zu geben, denn dieser war nicht dabei, sondern man meinte, der Herzog von York sei zum König bestimmt. Man schrieb, man solle die Expeditionen nicht unterstützen, sondern sie nöthigen, sich wieder einzuschiffen und in der Nähe Charette's zu landen. Dieser wünschte nichts sehnlicher. Auf die dringenden Aufforderungen der Agenten Puisaye's antwortete er, er habe Herrn von Scapeaux nach Paris geschickt, um die Vollziehung eines Artikels von seinem Vertrage zu verlangen; er müsse die Rückkunft dieses Offiziers abwarten, um ihn nicht, wenn er die Waffen ergreife, der Gefahr auszusetzen, verhaftet zu werden. Stofflet, der minder abgeneigt war, sich zu Puisaye zu schlagen, anwortete, wenn man ihm den Rang eines Generallieutenants zusichere, so wolle er auf der Stelle marschiren und die Republikaner im Rücken angreifen. So vereinigte sich Alles gegen Puisaye, sowol die dem seinigen entgegengesetzten Pläne der Royalisten im Innern, als die Eifersucht der Anführer der Vendée und dazu kam, daß ihm ein gewandter Feind gegenüberstand, der über wohlgeordnete Streitkräfte verfügte, die hinlänglich waren, Alles im Zaum zu halten, was den Bretonen noch an royalistischem Eifer geblieben.

Für den 15. Messidor hatte Puisaye den Angriff auf das Fort Penthièvre festgesetzt. Die Besatzung hatte schon seit drei Tagen kein Brod. Da sie sich von einem Sturm bedroht sahen, von den Kanonen der Schiffe mit Kugeln überschüttet wurden und einen schlechten Anführer hatten, übergaben sie das Fort an Puisaye. In derselben Zeit aber ließ Hoche, der in Auray stand, alle Vorposten der Chouans angreifen, um die Verbindung zwischen Auray, Hennebon und Lorient herzustellen. Die Chouans unter Tinteniac hielten den kräftigen Andrang der Republikaner nicht aus. Vauban, der bei Mendon stand, eilte Tinteniac zu Hülfe, fand aber die Schaar desselben bereits zerstreut. Beim Anblick ihrer Niederlage rissen auch die Seinigen aus,

so daß er fliehen und zwei kleine Meerbusen durchschwimmen mußte, um sich wieder mit den ihm gebliebenen Chouans in Mendon zu vereinigen. Puisaye ließ das von den Engländern geschickte Kriegsmaterial auf der Halbinsel ausschiffen, verlegte auf dieselbe sein Hauptquartier und beschloß, sich mit allen seinen Truppen auf derselben festzusetzen. Er ließ seine Ingenieurs das Fort besser befestigen und durch Außenwerke verstärken und pflanzte auf demselben die weiße Fahne neben der englischen auf, zum Zeichen des Bundes zwischen den Königen von Frankreich und England. Puisaye hegte immer noch die Absicht, vorzurücken, suchte Hervilly durch die besten Gründe zu bewegen, seine Pläne zu unterstützen und drohte sogar auf seine Entlassung anzutragen, wenn er sich weigere. Die Chouans bedurften seiner Meinung nach nur einer Unterstützung, um ihre Tapferkeit zu entfalten. Man müsse, sagte er, die Linientruppen vor und hinter ihnen vertheilen und könne dann mit den dreizehntausend Mann, die man beisammen habe, das Korps Hoche's, der nur über fünf bis sechstausend Mann verfügte, zurückwerfen. Am 5. Juli verließ Puisaye die Halbinsel, um eine Revue über die Chouans zu halten und Hervilly brach mit seinem Regimente gleichfalls auf, um vorzurücken. Puisaye fand dieselben Männer, die noch vor wenig Tagen so große Begeisterung gezeigt, gänzlich niedergeschlagen und entmuthigt. Sie sagten, man wolle sie allein der Gefahr aussetzen und den Linientruppen zum Opfer bringen. Puisaye beruhigte sie, so gut er konnte und suchte ihnen wieder einigen Muth einzuflößen. Als Hervilly aber diese rothgekleideten Soldaten sah, welche ihre Uniform und das Gewehr mit dem Bajonnett so ungeschickt trugen, sagte er, mit solchen Truppen sei nichts zu machen und kehrte mit seinem Regiment auf die Halbinsel zurück. Als Puisaye ihn fragte, ob er den abgemachten Plan auf diese Weise ausführe, gab Hervilly zur Antwort, er werde es niemals wagen, mit solchen Soldaten zu marschiren: es bleibe weiter nichts übrig, als sich wieder einzuschiffen oder sich auf der Halbinsel zu verschanzen und daselbst neue Befehle von London abzuwarten. Am 18. Messidor

wurde Vauban heimlich benachrichtigt, daß die Republikaner ihn auf seiner ganzen Linie angreifen würden. Er befand sich in der gefährlichsten Lage; sein linker Flügel lehnte sich an eine Stellung, die den Namen Sainte Barbe führte und mit der Halbinsel in Verbindung stand; sein Centrum aber und sein rechter Flügel standen der Küste von Carnac entlang und hatten keinen andern Rückzug, als den nach dem Meere. Da seine Chouans gänzlich entmuthigt und nicht im Stande waren, Stich zu halten, blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Mitte und seinen rechten Flügel nach dem linken zurückzuziehen und über die Falaise auf die Halbinsel zu rücken. Allein dadurch schloß er sich auf der Landzunge ein, ohne sie wieder verlassen zu können, denn die Stellung von Sainte Barbe war von der Landzunge her unangreifbar und beherrschte dieselbe gänzlich. Vauban bat daher um Unterstützung, damit er sich nicht zurückziehen dürfe. Hervilly schickte ihm einen pedantisch abgefaßten Befehl mit der Weisung, Carnac aufs Äußerste zu vertheidigen. Am folgenden Tage rückten die Republikaner schon frühmorgens an, um die zehntausend Chouans auf ihrer ganzen Linie anzugreifen. Diese blickten ängstlich nach der Landzunge, sahen aber keine regelmäßigen Truppen erscheinen und wurden jetzt wüthend über die Auswanderer, die ihnen nicht zu Hülfe kommen wollten. Der junge George Cadoudal, dessen Soldaten sich weigerten zu kämpfen, bittet vergebens, sich nicht aufzulösen. Sie hören nicht auf ihn, da wird er wüthend und ruft: „Diese Schufte von Engländern sammt den Emigrirten seien nur gekommen, um die Bretagne ins Verderben zu stürzen; das Meer hätte sie lieber verschlingen, als bis zu ihrer Küste tragen sollen!" Vauban befiehlt jetzt seinem rechten Flügel und seiner Mitte, sich nach dem Linken zurückzuziehen, um sie über die Landzunge nach der Halbinsel zu retten. Die Chouans stürzen in blinder Angst über die Landzunge und Weiber, Kinder und Greise mit ihrer Habe — denn die meisten Familien waren mitgezogen aus Furcht vor der Rache der Republikaner — untermischt mit mehreren tausend Chouans in rothen Röcken, bedecken die enge lange Sand-

bank, welche von beiden Seiten von den Wogen bespült wurde und bereits von Kugeln aufgewühlt war. Vauban ruft alle Häuptlinge um sich zusammen, sucht die Tapfersten zu vereinigen, fordert sie auf, sich nicht durch eine übereilte Flucht ins Verderben zu stürzen und beschwört sie bei ihrem Heile und ihrer Ehre, sich wenigstens in guter Ordnung zurückzuziehen. „Wir wollen, sagte er, die Linientruppen beschämen, die uns allein der ganzen Gefahr ausgesetzt lassen." Allmälig flößt er ihnen Zuversicht ein, bewegt sie, dem Feinde das Antlitz zuzukehren, sein Feuer auszuhalten und es zu erwidern. Jetzt ging der Rückzug in einiger Ordnung vor sich und man machte jeden Fuß breit Landes, ehe man ihn verließ, erst streitig; doch war man keineswegs schon sicher, einem kräftigen Angriff widerstehen zu können und sich nicht ins Meer werfen zu lassen. Zum Glück legte sich der Kommodore Waren mit seinen Schiffen und Kanonenböten quer vor das Land, feuerte von beiden Seiten der Landzunge auf die Republikaner und hinderte sie, wenigstens für diesen Tag, weitere Vortheile zu erringen. Die Flüchtlinge wollten sich in das Fort hineindrängen, allein man machte ihnen den Eingang streitig; da stürzten sie sich auf die Pallisaden, rissen sie aus und zogen nun wie ein Strom drunter und drüber auf die Halbinsel. Jetzt erschien endlich Hervilly mit seinem Regiment. Vauban begegnete ihm und sagte zornig, er werde ihn seines Benehmens wegen vor einen Kriegsrath zur Rechenschaft ziehen. Die Chouans breiteten sich auf der Halbinsel aus, auf welcher sich einige Dörfer und Weiler befanden. Die Quartiere waren sämmtlich von den Regimentern besetzt; es entstand Streit. Endlich schickten sich die Chouans darein, auf bloßer Erde zu liegen. Man gab ihnen eine halbe Ration Reis, welche sie roh aufaßen, da sie kein Kochgeräth hatten. So war diese Expedition, welche die Fahnen der Bourbonen und Engländer bald bis an die Ufer der Mayenne tragen sollte, auf der kleinen zwei Stunden langen Halbinsel eingeschlossen. Man hatte zwölf bis fünfzehntausend Menschen mehr zu ernähren und konnte ihnen weder Quartiere, noch Brennholz, noch Geräthe zur Bereitung ihrer Nah-

rungsmittel verschaffen. Allerdings konnte diese, an ihrem äußersten Ende durch ein Fort vertheidigte und auf beiden Seiten vom englischen Geschwader beschützte Halbinsel unüberwindlichen Widerstand leisten; allein durch den Mangel an Lebensmitteln wurde sie plötzlich sehr schwach. Man hatte nur für sechstausend Mann dreimonatliche Kost mitgebracht und hatte jetzt achtzehn bis zwanzigtausend zu unterhalten. Aus dieser Stellung durch einen plötzlichen Angriff auf St. Barbe herauszukommen war unmöglich, weil die Republikaner, von Eifer beseelt, diesen Posten auf eine Weise verschanzten, daß er von der Halbinsel aus ganz unangreifbar wurde. Während Verwirrung, Haß und Niedergeschlagenheit in diesen unförmlichen Haufen von Chouans und Ausgewanderten herrschte, arbeiteten im Lager Hoche's Offiziere und Soldaten mit dem größesten Eifer an den Verschanzungen. „Ich sah, sagt Puisaye, die Offiziere selbst, in Hemdärmeln und nur an ihrer Binde erkenntlich, Hacke und Schaufel handhaben, um die Arbeiten ihrer Soldaten zu beschleunigen.“ Dennoch beschloß Puisaye, noch in derselben Nacht einen Ausfall zu machen, um die Arbeiten zu unterbrechen, allein die Dunkelheit und das Geschütz des Feindes brachte Verwirrung in seine Reihen und er mußte zurückgehen. Die Chouans geriethen in Verzweiflung und sagten, man habe sie betrogen, wünschten ihre alte Art der Kriegsführung zurück und verlangten, man solle sie ihren Wäldern wiedergeben. Sie kamen fast um vor Hunger, denn Hervilly wollte sie zwingen, in die Regimenter einzutreten und hatte befohlen, an die unregelmäßigen Truppen nur eine halbe Ration auszutheilen. Sie fingen an, sich zu empören. Puisaye, der von jenem Befehle nichts gewußt hatte, widerrief ihn und die ganze Ration wurde ihnen wieder bewilligt. Was Puisaye auszeichnet, war, außer seinem Geiste, eine Ausdauer, die sich durch nichts überwältigen ließ. Er verlor noch immer nicht den Muth, sondern entwarf den Plan, die besten Männer aus den Chouans auszuwählen, sie in zwei Schaaren auszuschiffen und im Rücken Hoche's das Land durchstreifen zu lassen, damit sie die andern Häuptlinge, von

denen man noch keine Nachricht hatte, zum Kampfe bewegten und mit ihnen das Lager von St. Barbe in Masse von hinten angriffen, während die Truppen auf der Halbinsel einen Angriff auf die Fronte machen würden. Viertausend Mann gab er Tinteniac und dreitausend Jean-Jean und Lantivy. Tinteniac sollte bei Sarzeau, Jean-Jean und Lantivy bei Guimpre ausgeschifft werden, beide sich am 15. Juli (26. Messidor) bei Beaud vereinigen und am Morgen des 16. das Lager von St. Barbe im Rücken angreifen. Die Häupter der Chouans baten ihren alten Anführer Puisaye, mit ihnen zu kommen und sagten, diese Verräther von Engländern würden ihn doch nur verderben; allein Puisaye konnte auf ihren Vorschlag unmöglich eingehen. Sie wurden eingeschifft und landeten glücklich. Puisaye schrieb sogleich nach London, noch könne Alles wieder gut gemacht werden, doch solle man auf der Stelle Lebensmittel, Kriegsvorräthe, Truppen und den französischen Prinzen schicken. Hoche hatte unterdeß bereits acht bis zehntausend Mann in St. Barbe zusammengebracht. Aubert Dubayet schickte ihm von den Küsten von Cherbourg Truppen zur Bewachung der nördlichen Bretagne und Canclaux sandte ihm aus Nantes eine beträchtliche Verstärkung unter dem Befehl des General Lemoine. Die Repräsentanten hatten bereits alle Umtriebe vereitelt, die man gemacht, um Lorient und St. Malo auszuliefern und so standen die Sachen der Republikaner mit jedem Tage besser. Lemaitre und Brothier trugen durch ihre Intriguen auf das Kräftigste dazu bei, das Gelingen der Expedition zu hindern. Sie schrieben nach der Bretagne, mißbilligten dieselbe und meinten, die ganze Unternehmung habe einen gefährlichen Zweck, da der Prinz nicht dabei sei, Niemand solle sie unterstützen. Ihre Agenten befahlen im Namen des Königs, man solle keine Bewegung anfangen und forderten selbst Charette auf, in seiner Unthätigkeit zu verharren. Nach ihrem alten System, die Hülfe Englands zu benutzen und es zu täuschen, hatten sie an Ort und Stelle einen eignen Plan erdacht. Eingeweiht in die Intrigue, die Auslieferung St. Malo's an Puisaye, wollten sie die Emigrirten, die noch

auf der englischen Flotte kreuzten, nach dieser Stadt rufen und den Hafen im Namen Ludwig XVIII. in Besitz nehmen, während Puisaye in Quiberon vielleicht, wie sie sagten, für den Herzog von York thätig sei. Ihr Plan auf St. Malo schlug fehl und jetzt wandten sie sich nach St. Prieux, hielten das Geschwader mit den unvollzähligen Regimentern der Emigrirten an dieser Küste zurück und ließen Tinteniac und Lantivy, um deren Landung sie wußten, durch Abgesandte auffordern, gleichzeitig nach St. Prieux zu kommen. Ihre Absicht war also, im Norden der Bretagne eine Gegenexpedition zu bilden, auf die man sich mehr verlassen könne, als auf die Puisaye's im Süden. Tinteniac war glücklich gelandet und, nachdem er noch mehrere Republikanerposten aufgenommen, nach Elven gelangt. Hier fand er die Aufforderung im Namen des Königs, nach Coetlogon zu kommen, wo er neue Befehle finden werde. Umsonst wandte er ein, einen Befehl Puisaye's zu haben, umsonst stellte er vor, wie nothwendig es sei, einen verabredeten Plan nicht zu durchkreuzen, indem er sich vom bezeichneten Orte entferne. Er gab nach, hoffte jedoch vermittelst eines Eilmarsches am 16. im Rücken des Lagers von St. Barbe ankommen zu können. Jean-Jean und Lantivy, die ebenfalls glücklich gelandet, schickten sich an, nach Beaud zu marschiren, als auch sie den Befehl fanden, nach St. Prieux zu kommen. — Hoche, der sich im Rücken beunruhigt sah, mußte Abtheilungen ausschicken, um die Schaaren aufzuhalten, deren Aufbruch er erfahren, doch ließ er in St. Barbe eine genügende Macht zurück, einen etwanigen Sturm abzuschlagen. Er wurde höchlich belästigt durch die englischen Kanonenböte, welche auf seine Truppen feuerten, sobald sie sich auf der Landzunge sehen ließen. Nur durch Hunger konnte er die Emigrirten zu besiegen hoffen. Puisaye seinerseits bereitete sich zu dem für den 16. festgesetzten Angriff vor. Am 15. erschien eine neue Schiffsabtheilung in der Bucht, welche die an der Elbe eingeschifften Auswanderer brachte und außerdem neue Unterstützungen an Kriegsvorräthen und Lebensmitteln. Zugleich meldete sie, daß dreitausend Engländer unter Lord Graham und bald auch der

Graf von Artois mit noch beträchtlicheren Streitkräften ankommen würden. Ein Brief des englischen Ministeriums theilte Puisaye mit, daß die unvollzähligen Regimenter von royalistischen Agenten, welche einen Hafen ausliefern wollten, zurückgehalten seien. Eine andere Depesche beendigte die Streitigkeiten zwischen Hervilly und Puisaye, übergab dem Letzteren den unumschränkten Befehl über die Expedition und ernannte ihn zum Generallieutenant in englischen Diensten. Jetzt hatte Puisaye freie Hand und bereitete Alles zum folgenden Tage vor. Am Abend des 15. befahl er Vauban, mit zwölfhundert Chouans bei Carnac zu landen, einen Seitenangriff auf das äußerste Ende des Lagers von St. Barbe zu machen und sich mit den Chouans zu verbinden, die es im Rücken angreifen sollten. Die Böte wurden erst spät in den Stand gesetzt und Vauban konnte sich erst um Mitternacht einschiffen. Wenn es ihm gelang zu landen, sollte er eine Rakete steigen lassen und eine zweite, wenn er nicht im Stande sei, das Ufer zu halten. Am 16. Juli verließ Puisaye bei Tagesanbruch mit allen seinen Truppen die Halbinsel. Er hatte etwa viertausend Mann. Während sie auf der Landzunge vorrückten, gewahrten sie die erste Rakete Vauban's und glaubten, da sich keine zweite sehen ließ, daß sein Unternehmen gelungen sei. Als sie ihren Marsch fortsetzten, hörte man ein Geräusch, wie fernes Musketenfeuer. „Das ist Tinteniac, rief Puisaye, vorwärts!“ Man bläßt zum Angriff und marschirt gegen die Verschanzungen der Republikaner. Die Vorhut Hoche's unter Humbert stand vor den Höhen von St. Barbe. Beim Herannahen des Feindes zieht sie sich hinter die Vertheidigungslinien zurück. Die Angreifer dringen freudig vor. Plötzlich macht eine Kavallerieabtheilung, welche draußen geblieben war, eine Wendung und demaskirt furchtbare Batterien, Musketenfeuer und Artilleriesalven empfangen die Emigrirten; Kugeln, Granaten und Kartätschen hageln auf sie nieder. Ganze Reihen brechen zusammen, ohne daß die Regimenter sich erschüttern lassen. Der Herzog von Levis, der an der Spitze seiner Chouans stand, erhält eine schwere Wunde am Kopf. Auf der Linken

dringt das Regiment Hervilly's tapfer im Feuer vor. Mittlerweile hat das Gewehrfeuer im Rücken der Republikaner und an der Küste aufgehört; weder Tinteniac noch Vauban haben also einen Angriff gemacht, und es ist keine Hoffnung da, das Lager zu erobern. Jetzt bricht das Heer der Republikaner, Infanterie und Kavallerie, aus den Verschanzungen hervor. Puisaye, der einsieht, daß er seine Leute nur vergeblich in den Tod schicken würde, befiehlt Hervilly, mit dem rechten Flügel den Rückzug anzutreten, während er selbst den linken zurückführen wolle. Allein Hervilly, der mit dem größesten Muth das Feuer aushielt, wurde gerade jetzt von einer Wallbüchsenkugel mitten in die Brust getroffen. Er beauftragt einen Adjutanten den Rückzugsbefehl zu geben; eine Kanonenkugel reißt den Adjutanten fort und das Regiment Hervilly's und die tausend Chouans des Chevalier von St. Pierre fahren fort, unter entsetzlichem Feuer vorzudringen. Während auf der Linken zum Rückzug geblasen wird, bläst man auf der Rechten zum Angriff. Die Verwirrung, das Blutbad sind entsetzlich. Die Kavallerie der Republikaner bricht gegen die Emigrirten hervor und treibt sie in Verwirrung auf die Landzunge zurück. Die Kanonen der Letzteren bleiben im Sande stecken und werden genommen. Nachdem es Wunder der Tapferkeit gethan, flieht das ganze Heer nach dem Fort Penthiévre; die Republikaner verfolgen es mit Hast und wollen mit ihm zugleich in's Fort eindringen; allein eine unverhoffte Hülfe rettet die Emigrirten vor der Verfolgung der Sieger. Vauban, der in Carnac sein sollte, befindet sich mit seinen Chouans am äußersten Ende der Landzunge, mit ihm der Kommodore Waren. Sie richten von den Kanonenböten aus ein heftiges Feuer auf die Landzunge, halten die Republikaner auf und retten so noch einmal die unglückliche Armee von Quiberon. Tinteniac war also nicht gekommen und Vauban, der zu spät gelandet, hatte die Republikaner nicht überfallen können. Da ihn seine Chouans schlecht unterstützten und ihre Flinten ins Meer tauchten, um nicht kämpfen zu dürfen, wandte er sich nach dem Fort zurück. Seine zweite, bei hellem Tage geworfene Raquete war nicht

bemerkt und so mußte Puisaye, in allen seinen Combinationen getäuscht, die furchtbare Niederlage erleiden. Alle Regimenter hatten schrecklich gelittten und das Regiment Royal Marine unter andern von zweiundsiebzig Offizieren dreiundfünfzig verloren. Man muß bekennen, daß Puisaye bei seinem Angriff auf das Lager mit großer Übereilung verfahren war. Wenn viertausend Mann zehntausend in festen Verschanzungen angreifen wollten, so mußten sie sich zuvor auf eine zuverlässige Weise versichern, ob alle im Rücken und auf den Seiten vorbereiteten Angriffe auch wirklich stattfinden würden. Zu diesem Behufe hätte Puisaye irgend ein untrügliches Signal abmachen müssen. Denen aber, die seine Tapferkeit in Zweifel zogen, weil sie seinen Geist in Zweifel zogen, hatte er zur Genüge geantwortet, indem er sich während des Kampfes dem ärgsten Feuer unerschrocken ausgesetzt. Weshalb Tinteniac nicht erschienen war, ist leicht zu begreifen. In Coetlogon fand er Frauen, die ihm den Befehl übergaben, weiter nach St. Prieur zu marschiren. Während er noch mit seinen Offizieren über diesen Befehl berieth, wurde das Schloß Coetlogon von einer Abtheilung Hoche's angegriffen. Tinteniac eilte herbei, wurde aber durch eine Kugel, welche ihm durch die Stirn ging, getödtet. Sein Nachfolger im Kommando willigte ein, nach St. Prieur zu marschiren. Ähnliche Befehle hatten, wie wir sahen, Lantivy und Jean-Jean vorgefunden. Die Anführer der Chouans wurden uneinig und ihre schon mißvergnügten Soldaten liefen fort, als sie dieses Gewirr widersprechender Bewegungen und Pläne sahen. So hatten die Pariser Agenten des Royalismus das Gelingen der stärksten Unternehmung zu Gunsten ihrer Sache unmöglich gemacht. In Quiberon eingeschlossen, hatte Puisaye jetzt keine Hoffnung mehr, die Halbinsel zu verlassen und vorzudringen; es blieb ihm nichts übrig, als sich wieder einzuschiffen, bevor der Hunger ihn dazu nöthigte und eine glücklichere Landung in der Vendée zu versuchen. Die Mehrzahl der Auswanderer wünschte dies sehnlichst, denn sie hofften in der Vendée an Charette einen großen General an der Spitze einer schönen Armee zu

finden. Auch wäre es ihnen außerordentlich lieb gewesen, die Gegenrevolution durch jeden Andern, als durch Puisaye bewerkstelligen zu sehen.

Unterdeß untersuchte Hoche die Halbinsel und sann auf Mittel, in dieselbe einzudringen. Sie wurde auf der Vorderseite durch das Fort Penthièvre und an den Ufern vom englischen Geschwader vertheidigt. Eine Landung in Kähnen war daher eben so unmöglich, als eine regelmäßige Belagerung des Forts, zu welchem man nur über die Landzunge gelangen konnte, die in ihrer ganzen Ausdehnung von den Kugeln der Kanonenböte bestrichen wurde. Die Republikaner durften sich auf derselben nicht zeigen, ohne sogleich mit Kartätschen überschüttet zu werden. Hoche konnte also die Halbinsel nur durch einen nächtlichen Überfall oder durch Aushungerung nehmen. Ein Umstand entschied ihn, eine Überrumpelung zu versuchen, so gefährlich sie auch war. Die Gefangenen, welche man fast wider ihren Willen in die Regimenter der Emigrirten gesteckt, kehrten jetzt während der Nacht in Schaaren ins Lager Hoche's zurück und theilten ihm ein Mittel mit, in die Halbinsel einzudringen. Links vom Fort Penthièvre lag ein Felsen; wenn man bis an die Brust ins Wasser ging, konnte man diesen Felsen umschreiten und traf dann einen Pfad, welcher bis auf die Höhe des Forts führte. Die Überläufer versicherten im Namen ihrer Kameraden, welche die Besatzung bildeten, jene würden helfen die Thore zu öffnen. Trotz der Gefährlichkeit einer solchen Unternehmung, trug Hoche kein Bedenken, entwarf nach den enthaltenen Angaben seinen Plan und beschloß, sich der Halbinsel zu bemächtigen, um die ganze Expedition aufzuheben, bevor sie Zeit hätte, auf die Schiffe zurückzukehren. Am Abend des 20. Juli (2. Thermidor) war der Himmel dunkel bezogen. Puisaye und Vauban hatten Patrouillen angeordnet, um sich vor einem nächtlichen Überfall zu sichern. „Bei einem solchen Wetter, sagten sie zu den Offizieren, könnt ihr vorrücken, bis die feindlichen Schildwachen auf euch schießen." Als ihnen Alles ruhig schien, legten sie sich ohne Besorgniß schlafen. Im Lager

der Republikaner waren die Vorbereitungen schon getroffen. Ungefähr um Mitternacht setzte sich Hoche mit seiner Armee in Bewegung. Der Himmel war von Wolken bedeckt; ein starker Wind wälzte mächtige Wogen gegen das Gestade und ihr dumpfes Rauschen übertönte das Geräusch der Waffen und Schritte. Hoche stellte seine Truppen auf der Landzunge in Kolonnen auf und gab dann dem Generaladjutanten Menage, einem jungen heldenmüthigen Republikaner, dreihundert Grenadiere, mit dem Befehl, sich rechts zu wenden, mit seinen Grenadieren ins Wasser hineinzuschreiten, jenen Felsen zu umgehen, den Fußpfad zu ersteigen und so wo möglich in das Fort einzudringen. Nachdem man diese Anstalten getroffen, rückte man in der größesten Stille vor. Die Patrouillen hatten sich die rothen Uniformen der am 16. Gefallenen angezogen, wußten überdies die Losung und täuschten so die feindlichen Schildwachen. Man nähert sich, ohne erkannt zu werden. Menage wirft sich mit seinen dreihundert Grenadieren ins Meer und das Rauschen des Sturmes übertönte das Geräusch, welches sie im Wasser machten. Einige fielen um und standen wieder auf, Einige wurden auch von der Tiefe verschlungen. Von Fels zu Fels folgen sie ihrem unerschrockenen Führer und es gelingt ihnen wirklich, den Pfad zum Fort zu erklimmen. Unterdeß ist Hoche mit den Seinen dicht unter den Mauern angekommen. Plötzlich aber erkennen die Schildwachen eine der falschen Patrouillen, bemerken in der Dunkelheit einen langen, sich bewegenden Schatten und geben sogleich Feuer. Man schlägt Lärm. Die Kanoniere von Toulon eilen an ihre Geschütze; es hagelt Kartätschen auf die Truppen Hoche's. Schon gerathen sie in Unordnung, schon sind sie bereit zu fliehen. Da erreicht Menage die Höhe des Forts; die mit den Angreifern einverstandenen Soldaten der Besatzung eilen auf die Zinnen, reichen den Republikanern die Kolben ihrer Flinten und ziehen sie hinein. Vereinigt fallen sie dann über die Besatzung her, hauen die Widerstand leistenden nieder und pflanzen sogleich die dreifarbige Fahne auf. Hoche ließ sich trotz der Verwirrung, welche die feindlichen Batterien in seinen Reihen ange-

richtet, keinen Augenblick erschüttern. Er eilt zu jedem Führer, führt ihn auf seinen Posten zurück, läßt Jeden wieder in seine Reihe treten und bringt sein Heer trotz des furchtbaren Feuers wieder zur Ordnung zusammen. Die Dunkelheit schwindet ein wenig, er gewahrt auf dem Fort die Fahne der Republik. „Wie, ruft er seinen Soldaten zu, ihr weicht zurück und eure Kameraden haben bereits ihre Fahne auf den feindlichen Mauern aufgepflanzt?" Er reißt sie mit sich fort nach den Außenwerken, in denen ein Theil der Chouans lag. Man dringt von allen Seiten ein und bemächtigt sich endlich des Forts. Vauban und Puisaye waren durch das Feuer erweckt und eilten auf den Kampfplatz; allein es war zu spät. Wild durcheinander sehen sie die Chouans, die von ihren Soldaten verlassenen Offiziere und die Überbleibsel der treugebliebenen Besatzung fliehen. Hoche begnügte sich nicht mit der Einnahme der Forts, sondern rückte mit einem Theile seiner Kolonnen weiter auf der Halbinsel vor, ehe noch die Expeditionsarmee sich einschiffen konnte. Puisaye, Vauban und alle Anführer zogen sich nach dem Innern zurück, wo noch mehrere Regimenter standen. Die Halbinsel bot mehrere feste Stellungen dar, und wenn man eine derselben mit den dreitausend Mann regelmäßigen Truppen, über welche man noch verfügte, gehörig besetzte, so konnte man der Flotte Zeit verschaffen, die unglücklichen Auswanderer aufzunehmen und die Kanonenböte hätten ihre Einschiffung bewirken können. Allein Aller hatte sich die größeste Verwirrung bemächtigt, die Chouans stürzten sich mit ihren Familien ins Meer, um in einigen Fischerböten, die am Ufer standen, die Flotte zu erreichen, welche durch die stürmische Witterung sehr fern gehalten wurde. Die auf der Halbinsel hier und dort zerstreuten Truppen liefen hin und her und wußten nicht, wo sie sich vereinigen sollten. Hervilly lag zum Tode verwundet und sein Nachfolger, Sombreuil, der die Örtlichkeit nicht kannte, schien ganz den Kopf verloren zu haben. Puisaye nannte ihm eine Stellung. Sombreuil fragt, ob er Jemand auf die Flotte geschickt habe, um sie ans Ufer kommen zu lassen. Puisaye antwortet, er habe einen geschickten

und zuverlässigen Lootsen hingesandt. Allein das Wetter war schlecht und der Lootse kam nicht schnell genug an für die Unglücklichen, die sich von der Gefahr bedroht sahen, ins Meer getrieben zu werden. Die Republikanerkolonnen rücken an. „Ist die Flotte benachrichtigt?“ fragt Sombreuil Puisaye aufs neue. Der Letztere übernimmt es, an Bord zu eilen, um den Kommodore herankommen zu lassen. Dies hätte er lieber durch einen Andern sollen ausrichten lassen, denn er mußte zuletzt daran denken, sich aus der Gefahr zu ziehen. Ein Grund bestimmte ihn dazu: die Nothwendigkeit, seine Korrespondenz zu retten, welche die ganze Bretagne bloßgestellt haben würde, wäre sie den Republikanern in die Hände gefallen. Sie zu retten, war gewiß eben so dringend nothwendig, als die Rettung des Heeres selbst. Allein Puisaye konnte sie ja an Bord schicken; aber er fuhr ab und kam gleichzeitig mit dem von ihm geschickten Lootsen am Bord des Kommodore an. Die Entfernung, die Dunkelheit, das schlechte Wetter hatten die Flotte verhindert die Niederlage zu bemerken. Der brave Admiral Waren, welcher die Ausgewanderten während der ganzen Unternehmung nach Kräften unterstützt, begann zu laviren und näherte sich endlich der Küste auf Kanonenschußweite, gerade als Hoche an der Spitze von siebenhundert Grenadieren die Legion Sombreuil's so hart bedrängte, daß sie fast kein Land mehr für sich behielt. Welch ein Schauspiel bot in diesem Augenblick die unglückliche Küste! Das bewegte Meer machte es den Böten fast unmöglich, sich den Ufern zu nähern. Eine Menge von Chouans und fliehenden Soldaten gingen bis an den Hals ins Wasser, um die Böte zu erreichen und Mancher ertrank, weil er schneller hinkommen wollte. Ein Haufe von tausend Emigrirten stand zwischen dem Heere und den Bajonnetten der Republikaner und sah sich genöthigt, entweder in die Wogen oder auf das entgegenstarrende Eisen des Feindes zu stürzen. Sie litten durch das Feuer der Flotte eben so sehr, als die Republikaner selbst. Einige Böte waren gelandet, aber an einer andern Stelle. Auf dieser Seite lag nur eine Goelette, welche ein furchtbares Feuer machte und das Vordringen der Republi-

kaner wurde einen Augenblick aufgehalten. Einige Grenadiere riefen, wie man sagt, den Emigrirten zu: „Ergebt euch, euch wird nichts geschehen.“ Dies Wort ging von Reihe zu Reihe. Sombreuil wollte näher kommen, um mit dem General Humbert zu parlamentiren, allein das Feuer machte es ihm unmöglich. Ein Offizier von den Emigrirten schwamm nach den Böten zu, um das Feuer einstellen zu lassen. Hoche wollte keine Kapitulation, denn er kannte zu gut die Gesetze gegen die Emigrirten, um eine Verpflichtung einzugehen und konnte unmöglich etwas versprechen, was er nicht halten durfte. In einem Briefe, der in ganz Europa bekannt geworden ist, hat er versichert, keine der Versprechungen, die man dem General Humbert zugeschrieben, weder gehört noch genehmigt zu haben; einige seiner Soldaten mochten schreien, ergebt euch, er aber machte kein Anerbieten, keine Versprechung. Er rückte vor und da die Emigrirten keine andere Wahl hatten, als sich zu ergeben oder sich erschießen zu lassen, streckten sie die Waffen, in der Hoffnung, gleich den Vendéern behandelt zu werden. Keine Kapitulation, nicht einmal eine mündliche, hat mit Hoche stattgefunden. Vauban, der zugegen war, gesteht dies zu; er rieth selbst Sombreuil, sich nicht auf die bloße Hoffnung hin zu ergeben, welche der Ruf einiger Soldaten ihm einflöße. Viele der Emigrirten durchbohrten sich selbst mit ihren Degen, Andere warfen sich in die Wogen, um die Böte zu gewinnen. Der Kommodore Waren that alles, was in seinen Kräften stand, um die Hindernisse der hochgehenden See zu besiegen und so viele von den Unglücklichen zu retten als irgend möglich. Beim Herannahen der Böte waren viele bis an den Hals ins Wasser gegangen; vom Ufer aus schoß man auf ihre Köpfe. Einige wollten sich auf die bereits überladenen Fahrzeuge schwingen, allein die von denselben schon Aufgenommenen fürchteten unterzugehen und hieben ihnen mit dem Säbel die Hände ab. Doch wenden wir uns ab von diesen Gräuelscenen, deren Unglück die Bestrafung großer Fehler war. Mehr als eine Ursache hatte dazu beigetragen, den günstigen Erfolg dieser Unternehmung unmöglich zu machen. Vor allen Din-

gen hatte man der Bretagne zu viel zugetraut. Ein wirklich zum Aufruhr geneigtes Volk steht von selbst auf, wie die Vendéer im Mai 1793, sucht sich seine Führer, bittet oder zwingt sie sogar, sich an seine Spitze zu stellen, wartet aber nicht darauf, daß man es organisirt und duldet nicht eine zweijährige Unterdrückung, um sich zu erheben, wenn der Druck schon vorüber ist. Doch selbst bei größerer Geneigtheit würde ein Wächter, wie Hoche, es verhindert haben, sich zu erheben. Es ist also nicht zu verkennen, daß Puisaye sich mancher Täuschung hingegeben hatte; dennoch hätte man diese Bevölkerung vortheilhaft verwenden und manchen kampfgeneigten Mann unter ihr finden können, wenn eine ansehnliche Expedition bis Rennes vorgedrungen wäre und die das Land im Zaume haltende Armee vor sich hergetrieben hätte. Dazu aber bedurfte es der Einigkeit zwischen dem Anführer der Aufständigen, Puisaye, und den Agenten in Paris; dazu bedurfte es einer bessern Bekanntschaft der Emigrirten mit der Art des unternommenen Krieges. Die Emigrirten hätten die Bauern, welche sich für ihre Sache hingaben, minder verachten, die Engländer Puisaye minder mißtrauen, ihm nicht einen zweiten Anführer beigeben, auch die für ihn bestimmten Mittel auf einmal stellen müssen; besonders aber war ein Prinz an der Spitze der Unternehmung nothwendig, welcher zuerst mit seinem Fuße das Ufer betreten hätte. Denn bei seinem Anblick verschwanden alle Hindernisse und alle Zwistigkeiten; die Begeisterung der ganzen Gegend erwachte, Alles unterwarf sich seinen Befehlen und nahm theil an der Unternehmung. Hoche konnte umzingelt werden und trotz seiner Talente und seiner Energie würde er gezwungen worden sein, einem in diesen Ländern allmächtigen Einflusse zu weichen. Allerdings blieben hinter ihm noch die tapfern Heere, welche ganz Europa besiegt, allein Österreich konnte sie am Rhein beschäftigen und sie verhindern, größere Abtheilungen zu entsenden. Die Regierung besaß nicht mehr die Energie des großen Ausschusses und die Revolution würde in große Gefahr gerathen sein. Wurde sie zwanzig Jahre früher aus ihrem Besitze gejagt, so hätten ihre Wohlthaten

nicht Zeit gehabt, sich zu befestigen. Unerhörte Anstrengungen, unsterbliche Siege, Ströme vergossenen Blutes, Alles blieb dann ohne Frucht für Frankreich; oder wenn es wenigstens einer Handvoll Flüchtlinge nicht gelingen sollte, eine tapfere Nation unter ihr Joch zu beugen, so hätten sie doch ihre Wiedergeburt in Gefahr gebracht, ihre eigene Sache nicht, ohne sie zu vertheidigen, ganz verloren gegeben und ihre Anmaßung durch ihre Energie zu Ehren gebracht. Von den Schreiern der royalistischen Partei wurde die ganze Schuld des Mißlingens auf Puisaye und England geschoben; Puisaye war, wenn man sie hörte, ein an Pitt verkaufter Verräther, der nur die Ereignisse von Toulon habe wiederholen sollen. Und doch stand es fest, daß Puisaye gethan, was er gekonnt. Abgeschmackt war es, anzunehmen, England habe kein Gelingen des Planes gewollt; die Vorsichtsmaßregeln in Betreff Puisaye's, die Wahl Hervilly's, um ihn zu verhindern, die Korps der Auswanderer zu sehr zu gefährden und endlich der Eifer, mit welchem der Kommodore Waren die auf der Halbinsel gebliebenen Unglücklichen zu retten suchte. Alles dies bewies zur Genüge, daß England, trotz seiner sonstigen Politik, das schändliche Verbrechen, welches man ihm Schuld gab, durchaus nicht im Sinne gehabt. Wir wollen gerecht sein gegen Alle, selbst gegen die unversöhnlichsten Feinde unserer Revolution und unseres Vaterlandes. Der Kommodore Waren schiffte die unglücklichen Überbleibsel der Expedition auf der Insel Houat aus und wartete hier auf neue Befehle von London und auf die Ankunft des Grafen von Artois, welcher sich bei Lord Moira an Bord befand. Verzweiflung herrschte auf der kleinen Insel. Die Ausgewanderten und die Chouans litten, der größten Noth anheimgefallen, an einer ansteckenden Krankheit, überließen sich den heftigsten Klagen und beschwerten sich bitter über Puisaye. Noch größer war die Verzweiflung in Auray und Vannes, wohin man die tausend mit den Waffen in der Hand gefangen genommenen Auswanderer gebracht hatte. Nachdem Hoche sie besiegt, entzog er sich diesem schmerzlichen Anblick und eilte fort, um die Bande Tinteniac's zu verfolgen, das sogenannte rothe

Heer. Das Schicksal der Gefangenen ging ihn nichts weiter an. Was konnte er für sie thun? Die Gesetze bestanden einmal und er konnte sie nicht ungültig machen. Er berichtete an den Wohlfahrtsausschuß und an Tallien. Tallien ging auf der Stelle ab und kam in Paris gerade den Abend vor der Jahresfeier des 9. Thermidor an. Am folgenden Tage feierte man der neuangenommenen Sitte gemäß ein Fest in der Versammlung zur Erinnerung an den Sturz Robespierre's. Alle Repräsentanten wohnten im vollen Staat der Sitzung bei, ein zahlreiches Orchester spielte patriotische Lieder und Chöre sangen die Hymnen Chenier's. Courtois las einen Bericht über die Ereignisse des 9. Thermidor; Tallien trug darauf einen zweiten Bericht über die Ereignisse von Quiberon vor. Man merkte seine Absicht, sich einen doppelten Triumph zu verschaffen. Dennoch aber zollte man sowol den Diensten, die er im vorigen Jahre, als denen, die er so eben geleistet, vollen Beifall. Seine Gegenwart war für Hoche auch in der That nicht ohne Nutzen gewesen. An demselben Tage gab Tallien eine große Gesellschaft; die Hauptgirondisten trafen hier mit den Thermidoristen zusammen, Louvet und Lanjuinais waren zugegen. Lanjuinais brachte einen Toast aus auf den 9. Thermidor und die muthigen Deputirten, welche die Tyrannei gestürzt; Tallien einen zweiten auf die Dreiundsiebzig, auf die Zweiundzwanzig und auf die der Schreckensherrschaft zum Opfer gefallenen Deputirten. Louvet setzte hinzu: „Auf ihre innige Verbindung mit den Männern des 9. Thermidor." Es war in der That auch nöthig, daß sie sich vereinigten, um mit gemeinschaftlicher Kraft die Gegner aller Art zu bekämpfen, die sich gegen die Republik erhoben. Die Freude war groß, besonders als man an die Gefahr dachte, in die man gerathen wäre, wenn es der Expedition im Westen gelungen, mit der des Prinzen von Condé im Osten zusammenzutreffen.

Man sollte jetzt über das Schicksal der Gefangenen entscheiden. Vielfache Bitten zu ihren Gunsten gingen bei den Ausschüssen ein, allein unter den gegenwärtigen Umständen war es unmöglich, sie zu

retten. Die Republikaner sagten, die Regierung wolle die Ausgewanderten zurückrufen, ihnen ihre Güter wiedergeben, mithin das Königthum herstellen. Die immer noch anmaßungsvollen Royalisten behaupteten dasselbe, meinten, ihre Freunde säßen am Ruder und wurden immer verwegener, je mehr ihre Hoffnungen wuchsen. Zeigte man daher in diesem Falle die geringste Nachsicht, so rechtfertigte man die Befürchtungen der Einen und die thörichten Hoffnungen der Andern, brachte die Republikaner zur Verzweiflung und ermuthigte die Royalisten zu den keckſten Unternehmungen. Der Wohlfahrtsausschuß befahl die Vollstreckung der Gesetze. Es befand sich kein Mann des Berges in demselben, aber er sah die Unmöglichkeit ein, anders zu verfahren. Eine in Vannes zusammenberufene Kommission erhielt den Auftrag, die wider ihren Willen in die Regimenter gesteckten Gefangenen von den wirklichen Auswanderern zu sondern. Die Letzteren wurden erschossen. Die Soldaten ließen, so viele sie nur konnten, entwischen. Viele tapfere Männer fielen, allein sie durften nicht verwundert sein über ihr Schicksal, nachdem sie ihr Vaterland bekriegt und mit den Waffen in der Hand ergriffen waren. Wäre die Republik minder bedroht gewesen von Feinden aller Art und besonders von ihren eigenen Mitschuldigen, so hätte sie Gnade vor Recht ergehen lassen können; allein unter so bewandten Umständen war dies nicht möglich. Herr von Sombreuil, sonst ein braver Offizier, ließ sich kurz vor dem Tode von einer seines Muthes unwürdigen Regung hinreißen, schrieb einen Brief an den Kommodore Waren, in welchem er Puisaye mit der Heftigkeit der Verzweiflung anklagte und gab Hoche den Auftrag, denselben an den Kommodore gelangen zu lassen. Obgleich dieser Brief eine unrichtige Behauptung enthielt, schickte ihn Hoche aus Achtung vor dem letzten Willen eines Sterbenden doch an den Kommodore, widersprach aber in einem Briefe, den er selbst beilegte, der Behauptung Sombreuil's und strafte dieselbe Lügen. „Ich stand, sagte er, an der Spitze der siebenhundert Grenadiere Humbert's und kann versichern, daß keine Kapitulation stattgefunden hat.“

Alle Zeitgenossen, die den Charakter des jungen Generals kannten, hielten ihn jeder Lüge für unfähig. Übrigens bestätigen Augenzeugen seine Behauptung. Der Brief Sombreuil's schadete den Ausgewanderten ungemein und man fand ihn selbst für seinen Verfasser so wenig ehrend, daß man behauptet hat, er sei von den Republikanern untergeschoben; eine Beschuldigung, die ganz der elenden Mährchen würdig ist, welche die Emigrirten zu erlügen gewohnt waren. — Während die royalistische Partei bei Quiberon einen so harten Schlag erhielt, bereitete sich für sie in Spanien ein neuer Verlust vor. Moncey war nach Biscaya zurückgekehrt, hatte Bilbao und Vittoria genommen und bedrängte Pampelona. Der Günstling, welcher den Hof beherrschte und beim Beginn des Feldzuges gegen eine von der Regierung zu eröffnende Friedensunterhandlung gewesen war, weil er nicht der Vermittler derselben sein sollte, entschloß sich jetzt zu unterhandeln und schickte den Chevalier von Yriarte nach Basel. Der Friede wurde daselbst von dem Letztgenannten und dem Gesandten der Republik, Barthelemy, am 24. Messidor, also gleichzeitig mit der Niederlage von Quiberon unterzeichnet. Die Bedingungen waren: die Zurückgabe der französischen Eroberungen in Spanien und die Abtretung des spanischen Theiles von St. Domingo. Frankreich bewilligte also dies Mal große Zugeständnisse für einen sehr eingebildeten Vortheil; denn St. Domingo gehörte eigentlich Niemand mehr; allein diese Zugeständnisse wurden von einer sehr verständigen Politik eingegeben. Frankreich konnte jenseits der Pyrenäen nichts wünschen und hatte kein Interesse daran, Spanien zu schwächen; vielmehr mußte es darauf denken, dieser Macht womöglich die Kräfte wiederzugeben, die sie in einem, den Interessen beider Völker zuwiderlaufenden Kriege eingebüßt hatte. Die Nachricht dieses Friedens wurde von allen Denen, die Frankreich und die Republik aufrichtig liebten, mit lebhafter Freude aufgenommen. Wieder sagte sich eine Macht von den Verbündeten los; ein Bourbon erkannte die Republik an und man bekam zwei Heere zur Verfügung, die man nach den Alpen, nach

dem Westen und an den Rhein schicken konnte. Die Royalisten waren in Verzweiflung; besonders fürchteten die Pariser Agenten, ihre Intriguen möchten durch eine Mittheilung der nach Spanien geschriebenen Briefe bekannt werden. England hätte dann Alles erfahren, was sie von dieser Macht sagten und obgleich man dieselbe wegen der Ereignisse von Quiberon laut verschrie, war sie doch fortan die einzige, welche Geld hergeben konnte und darum mußte man sie schonen, mit dem Vorbehalt natürlich, sie hinterher womöglich zu betrügen*). Ein nicht minder wichtiger Erfolg wurde von den Heeren Jourdan's und Pichegru's errungen. Nach mancherlei Zögerungen hatte man endlich beschlossen, über den Rhein zu gehen. Die Heere Frankreichs und Österreichs standen sich auf den beiden Ufern des Stromes von Basel bis Düsseldorf gegenüber. Die Vertheidigungsstellung der Österreicher wurde am Rhein ausgezeichnet. Die Festungen Düsseldorf und Ehrenbreitenstein deckten ihren rechten Flügel, Mainz, Mannheim und Philippsburg das Centrum und den linken Flügel. Der Neckar und der Main, welche nicht weit von den Quellen der Donau entspringen und fast parallel bis zum Rheine fließen, bildeten zwei wichtige Verbindungslinien mit den Erbstaaten, brachten Zufuhren in genügender Menge und deckten die beiden Flanken der Armee, welche in Mainz das Centrum ihrer Operationen hatte. Der Plan, welcher auf diesem Kampfplatze befolgt werden muß, ist für die Österreicher und Franzosen ein und derselbe, denn Beide müssen nach der Ansicht eines großen Feldherrn und eines berühmten Kritikers danach streben, koncentrisch zwischen dem Main und dem Neckar zu operiren. Die französischen Armeen Jourdan's und Pichegru's hätten den Rhein, in der Gegend von Mainz von einander nur wenig entfernt, zu überschreiten, sich dann im Mainthale zu vereinigen, Clerfayt von Wurmser zu trennen, zwischen Main und Neckar aufwärts zu ziehen und die beiden österreichischen Generale abwechselnd zu schlagen suchen müssen.

*) Der 5. Theil von Puisaye's Memoiren liefert für alles dies die Beweise.

Ebenso mußten die österreichischen Generale sich zu vereinigen suchen, um über Mainz auf das linke Ufer zu setzen. Kam man ihnen zuvor und war der Rhein schon an einem Punkte überschritten, so mußten sie sich zwischen Neckar und Main zusammenziehen, die Vereinigung der beiden französischen Heere verhindern und einen günstigen Augenblick benutzen, um über das eine oder das andere herzufallen. Die österreichischen Generale hatten alle Vortheile für sich, da sie über Mainz verfügten und zu jeder Zeit, sobald es ihnen beliebte, auf das linke Ufer übergehen konnten. Dennoch thaten die Franzosen die ersten Schritte. Holländische Fahrzeuge waren endlich bei Düsseldorf angekommen und Jourdan schickte sich an, den Rhein zu überschreiten. Am 20. Fruktidor bewerkstelligte er vermittelst eines kühnen Manövers seinen Übergang bei Eichelkamp, Düsseldorf und Neuwied, rückte dann auf der Straße von Düsseldorf nach Frankfurt vor und gelangte am 4. Ergänzungstage (20. September) an die Lahn. An demselben Tage ergab sich Mannheim, da es sich von einem Bombardement bedroht sah, ganz gegen alles Erwarten an Pichegru, welcher den Befehl erhalten hatte, den Übergang über den obern Rhein zu versuchen. Von diesem Augenblicke an neigten sich alle Vortheile auf die Seite der Franzosen. Pichegru, der Mannheim zur Basis hatte, konnte seine ganze Armee hierher ziehen und sich im Mainthale mit Jourdan vereinigen. So hatte die Republik in diesem Augenblick auf allen Seiten günstige Erfolge errungen; der Friede mit Spanien war geschlossen, die Expedition der Engländer an den Küsten vernichtet, der Übergang über den Rhein und der Angriff Deutschlands glücklich bewerkstelligt. Jetzt kam es nur darauf an, daß ihre Generale und ihre Regierung alle diese glücklichen Ereignisse gehörig benutzten.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Umtriebe der royalistischen Partei in den Sektionen. — Rückkehr der Ausgewanderten. — Verfolgung der Patrioten. — Die Konstitution des Jahres III. und die Dekrete vom 5. und 13. Fruktidor. — Annahme der Konstitution und Dekrete durch die Urversammlungen. — Aufstand der Pariser Sektionen gegen die Dekrete des Fruktidor und gegen den Konvent. Der 13. Vendemiaire. Niederlage der Empörer. — Schließung des National-Konvents.

An den Gränzen geschlagen und vom spanischen Hofe, auf den sie am meisten rechnete, verlassen, sah sich die royalistische Partei auf Umtriebe im Innern beschränkt und allerdings hatte sie für diese gegenwärtig in Paris ein weites Feld. Das Werk der Konstitution nahte sich seiner Vollendung und der Augenblick, da der Konvent seine Macht niederlegen, da Frankreich sich versammeln sollte, um neue Vertreter zu wählen, da eine durchaus neue Versammlung an Stelle derer zu treten im Begriff war, welche so lange geherrscht — dieser Augenblick war zu gegenrevolutionären Umtrieben geeigneter als irgend einer. Die mächtigsten Leidenschaften gährten in den Pariser Sektionen. Man war in denselben nicht royalistisch, diente aber dem Royalismus, ohne es zu merken. Man hatte sich einmal darauf gelegt, die Terroristen zu bekämpfen und wollte, durch den Kampf in Hitze gerathen, mit den Verfolgungen fortfahren und deshalb war man ergrimmt auf den Konvent, der die Feindseligkeiten nicht wollte zu weit treiben lassen. Immer lag der Gedanke nahe, daß die Schreckensherrschaft aus seinem Schooße hervorgegangen und deshalb verlangte man von ihm, er solle eine Verfassung, Gesetze geben und seine lange Diktatur beendigen. Die meisten Männer, welche alles dies verlangten, dachten gar nicht an die Bourbons. Es war der reiche dritte Stand von

1789, Geschäftsleute, Kaufleute, Eigenthümer, Advokaten, Schriftsteller, die endlich die Befestigung der Gesetze und den Genuß ihrer Rechte wünschten. Es waren junge Leute von anfrichtig republikanischer Gesinnung, die sich aber verblenden ließen durch ihren Eifer gegen das revolutionäre System; es waren ferner ehrgeizige Leute, Journalschreiber und Sektionsredner, welche das Abtreten des Konvents wünschten, damit endlich auch an sie die Reihe käme, eine Rolle zu spielen. Die Royalisten versteckten sich hinter dieser ganzen Masse. Zu ihnen gehörten einige Auswanderer und Priester, die zurückgekehrt, einige Kreaturen des vormaligen Hofes, welche ihre Stellen verloren und viele gleichgültige Leute und Feiglinge, die sich fürchteten vor einer stürmischen Freiheit. Die Letzteren gingen nicht in die Sektionen, die Ersteren aber waren beständig da und wandten alle möglichen Mittel an, sie aufzuregen. Diese Vertrauten der royalistischen Agenten hatten von den Letzteren die Anweisung erhalten, ganz die Sprache der Sektionsmänner anzunehmen, dieselben Dinge zu verlangen, gleich ihnen auf die Bestrafung der Terroristen, auf die Vollendung der Konstitution und auf den Prozeß gegen die Deputirten der Bergpartei anzutragen, Alles dies aber mit noch größerer Heftigkeit zu begehren, dadurch die Sektionen mit dem Konvent zugleich zu gefährden und neue Bewegungen hervorzurufen; denn jede Bewegung gab ihnen eine neue Aussicht und diente wenigstens dazu, dem Volk eine so tumultuarische Republik zu verleiden. Glücklicherweise waren solche Umtriebe nur in Paris möglich, dieser Stadt, welche stets die bewegteste in ganz Frankreich ist; denn in ihr verhandelt man am eifrigsten die öffentlichen Fragen, in ihr ist man stets geneigt, Einfluß auf die Regierung auszuüben und darum beginnt die Opposition stets in ihr. Außer Lyon, Marseille und Toulon, wo man einander mordete, nahm das ganze übrige Frankreich an diesen politischen Bewegungen unendlich weniger Antheil als die Sektionen von Paris. Zu alle dem, was sie in den Sektionen selbst sagten oder sagen ließen, fügten die im Dienste des Royalismus stehenden Auf-

wiegler eine Menge von Flugschriften und Journalartikeln. Außerdem waren sie, ihrer Natur gemäß, stark im Lügen, maßen sich eine Wichtigkeit bei, die sie keineswegs hatten und schrieben dem Auslande, es sei ihnen gelungen, die Hauptleiter der Regierung zu gewinnen. Vermittelst solcher Lügen verschafften sie sich Geld und so hatten sie erst kürzlich von England einige tausend Pfund Sterling erhalten. Es steht fest, daß sie weder Tallien, noch Hoche für sich gewonnen hatten, wie sie behaupteten, doch war ihnen die Bestechung bei zwei oder drei Konventsmitgliedern allerdings gelungen. Als solche bezeichnete man Rovère und Saladin, früher zwei wilde Revolutionärs, die jetzt eben so wüthende Rückschrittsmänner geworden waren. Man glaubt auch, daß sie durch feinere Mittel einige Deputirte bewegt hatten, deren Ansichten die Mittelstraße einhielten und die nicht abgeneigt waren gegen eine konstitutionelle Monarchie, d. h. gegen einen Bourbon, der etwa durch Verfassungsgesetze nach Art der englischen beschränkt wäre. Pichegru hatte man ein Schloß, Kanonen und Geld angeboten; einigen Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers oder der Ausschüsse hatte man sich zu sagen erlaubt: „Frankreich ist zu groß für eine Republik; es würde glücklicher sein mit einem Könige, verantwortlichen Ministern, erblichen Pairs und einer Abgeordnetenkammer.“ Diese Idee konnte, ohne eingeflüstert zu sein, Manchen auch von selbst in den Sinn kommen, besonders Solchen, die geeignet waren, Abgeordnete oder erbliche Pairs abzugeben. Für heimliche Royalisten hielt man Lanjuinais, Boissy d'Anglas, Henry Larivière und Lesage. Man sieht, die Mittel der Agenten waren nicht eben besonders kräftig, doch reichten sie hin, die öffentliche Ruhe zu stören, die Gemüther mit Besorgniß zu erfüllen und besonders den Franzosen jene Bourbonen ins Gedächtniß zu rufen, die einzigen Feinde, welche die Republik noch hatte und die ihre Waffen nicht zu besiegen vermocht — denn Erinnerungen zerstört man nicht mit Bajonnetten. Unter den Dreiundsiebzig befand sich mehr als Einer, der monarchisch gesinnt war; im Allgemeinen aber dachten sie

republikanisch, so alle Girondisten oder wenigstens fast alle. Allein die Journale der Gegenrevolution lobten sie mit Übertreibung und es gelang ihnen dadurch, sie den Thermidoristen verdächtig zu machen. Um sich gegen diese Lobsprüche zu vertheidigen, versicherten die Dreiundsiebzig und die Zweiundzwanzig öffentlich ihre Anhänglichkeit für die Republik; denn damals hätte es noch Niemand gewagt, gleichgültig und kalt von dieser Republik zu sprechen. Und welch ein schrecklicher Widerspruch wäre es auch gewesen, wenn man sie nicht geliebt, sie, der man so viele Schätze geopfert, sie, deren Einsetzung so viel Blut gekostet! Waren ihr nicht Tausende von Franzosen, theils im Bürgerkriege, theils im Kampfe mit dem Auslande zum Opfer gefallen? Daher mußte man sie wol lieben oder es wenigstens sagen. Allein trotz dieser Versicherungen blieben die Thermidoristen mißtrauisch und verließen sich nur auf Daunou, dessen Redlichkeit und strenge Grundsätze man kannte und auf Louvet, dessen feurige Seele durchaus republikanisch geblieben war. In der That konnte dieser, nachdem er so viele herrliche Freunde verloren, so viele Gefahren überstanden, es durchaus nicht begreifen, daß dies Alles sollte vergeblich gewesen sein; er begriff es nicht, daß das Leben so vieler ausgezeichneter Männer sollte vernichtet sein, um endlich doch wieder auf das Königthum zurückzukommen; daher hatte er sich auch gänzlich an die Thermidoristen angeschlossen. Die Thermidoristen ihrerseits schlossen sich wieder mit jedem Tage mehr an die Bergpartei an, an diese Masse unerschütterlicher Republikaner, von der sie bereits eine so beträchtliche Anzahl geopfert hatten. Zunächst wollten sie Maßregeln gegen die Rückkehr der Auswanderer veranlassen, welche fortwährend theils mit falschen Pässen und unter angenommenen Namen, theils unter dem Vorwande, um Ausstreichung ihres Namens aus dem Verzeichnisse zu bitten, in Schaaren zurückkamen. Fast alle legten falsche Aufenthaltsbescheinigungen vor und behaupteten, sie hätten Frankreich nicht verlassen, sondern sich blos verborgen und wären nur bei Gelegenheit der Ereignisse des 31. Mai verfolgt worden. Unter dem Vorwande,

beim Sicherheitsausschusse Schritte zu thun, füllten sie Paris und trugen nicht selten zur Aufregung in den Sektionen das Ihrige bei. Zu den hervorstechendsten Personen, die nach Paris zurückgekehrt, gehörte Frau von Staël, welche in Begleitung ihres Gatten, des schwedischen Gesandten, wieder in Frankreich erschienen war. Sie hatte ihren Salon eröffnet und befriedigte in demselben das Bedürfniß, ihre Talente glänzen zu lassen. Eine Republik mißfiel ihrem kühnen Geiste ganz und gar nicht; allein ihre Zustimmung zu derselben hatte sie nur unter der Bedingung gern gegeben, in derselben ihre geächteten Freunde glänzen zu sehen, an Stelle dieser Revolutionsmänner, die ohne Zweifel Energie besaßen, aber ungebildet und nicht „geistreich" waren. Sehr gern hätte man aus den Händen der Letzteren die gerettete Republik übernehmen mögen, zugleich aber sie so schnell als möglich von der Rednerbühne und von der Regierung entfernen. Ausgezeichnete Fremde, alle Gesandten der Mächte und die durch ihren Geist am meisten ausgezeichneten Schriftsteller fanden sich bei Frau von Staël ein. Nicht mehr der Salon der Frau Talliens, sondern der ihrige war es, der jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und dies giebt einen Maßstab für die Umwandlung, welche die französische Gesellschaft seit sechs Monaten erlitten hatte. Man sagte, Frau von Staël thue Schritte für Ausgewanderte und behauptete, sie wolle die Zurückberufung Narbonne's, Jaucourt's und mehrerer Andern auswirken. Legendre klagte sie auf der Rednerbühne förmlich an. In den Journalen beschwerte man sich über den Einfluß, den die Umgebung der fremden Gesandten auszuüben suchte und verlangte endlich die Aussetzung der Streichungen (radiations) aus dem Verzeichniß der Auswanderer. Die Thermidoristen ließen sogar dekretiren, jeder Auswanderer, der zurückgekehrt sei, um seine Streichung zu beantragen, solle gehalten sein, in seine Gemeinde zurückzukehren und daselbst die Entscheidung des Sicherheitsausschusses abzuwarten. Dadurch hoffte man die Hauptstadt von einer Schaar von Ränkemachern zu befreien, welche viel zu ihrer Aufregung beitrugen.

Zugleich wollten die Thermidoristen den Patriotenverfolgungen ein Ziel setzen und hatten durch den Sicherheitsausschuß Pache, Bouchotte, den berüchtigten Heron und eine große Menge Anderer freigeben lassen. Man muß zugeben, daß sie, um den Patrioten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, eine bessere Wahl hätten treffen können, als die des Letztgenannten. Die Sektionen hatten bereits in Betreff dieser Freilassungen Bittschriften eingereicht; jetzt erschienen sie mit neuen. Die Ausschüsse antworteten, man müsse die eingekerkerten Patrioten endlich richten und dürfe sie nicht länger in Haft lassen, falls sie unschuldig wären. Dies hieß ihre Freilassung vorschlagen, denn ihre Schuld war meistentheils eine politische und von der Art, daß man ihnen um derselben willen nichts Rechtes anhaben konnte. Außer einigen Mitgliedern der revolutionären Ausschüsse, die sich durch Grausamkeiten ausgezeichnet, war es bei den meisten unmöglich, ein gesetzliches Verdammungsurtheil zu fällen. Mehrere Sektionen baten um Erlaubniß, einige Tage unausgesetzt Sitzung zu halten, um die Verhaftung und Entwaffnung der von ihnen Eingekerkerten mit Gründen zu belegen; sie sagten, im ersten Augenblick hätten sie weder die Beweise feststellen, noch die Gründe angeben können, doch erböten sie sich, dieselben nachträglich beizubringen. Man hörte weiter nicht auf diese Vorschläge, hinter denen sich nur der Wunsch versteckte, sich zu versammeln und die Permanenz zu erlangen, sondern beauftragte die Ausschüsse, Vorschläge zu machen, wie die verhafteten Patrioten gerichtet werden sollten. Es kam über diesen Gegenstand zu heftigen Streitigkeiten. Die Einen wollten die Patrioten vor die Gerichtshöfe der Departements stellen, die Andern mißtrauten den örtlichen Leidenschaften, widersetzten sich diesem Gerichtsverfahren und wünschten, man solle im Konvent eine Kommission von zwölf Mitgliedern wählen, welche die Verhafteten aussondern, Diejenigen, gegen die nichts Genügendes vorliege, freilassen und die Andern vor die Kriminalgerichte stellen könne. Sie meinten, diese Kommission würde dem in den Departements gährenden Haß unzu-

gänglich sein, gerechter verfahren und die, blos durch ihren Eifer zu weit geführten Patrioten nicht verwechseln mit den strafbaren Menschen, welche theilgenommen an den Grausamkeiten der Tyrannen. Alle hartnäckigen Feinde der Patrioten erhoben sich bei der Idee dieser Kommission, welche gleich dem erneuerten Sicherheitsausschuß nach dem 9. Thermidor verfahren, d. h. in Masse freilassen sollte. Sie fragten, wie es möglich sei, daß diese Kommission von zwölf Mitgliedern zwanzig bis fünfundzwanzigtausend Angelegenheiten entscheide. Man antwortete ganz unumwunden, sie werde verfahren wie der Sicherheitsausschuß, welcher bei der Öffnung der Gefängnisse achtzig bis hunderttausend solcher Angelegenheiten entschieden. Allein gerade diese Art zu verfahren, war es, die man nicht mochte. Nach mehrtägigen Streitigkeiten entschied man endlich, daß die Patrioten vor die Departementsgerichte zu stellen seien und überwies das Dekret den Ausschüssen, damit diese gewisse Nebenbestimmungen desselben abänderten. Auch sah man sich genöthigt, in die Fortsetzung des Berichts über die Deputirten einzuwilligen, welche auf ihren Sendungen Grund zu Klagen gegeben. Man erließ ein Haftsdekret gegen Lequimo, Lanot, Lasiot, Dupin, Bô, Piorry, Marieu, Chaudron-Rousseau, Laplanche, Fouché; und begann sogleich den Prozeß Lebons. Gegenwärtig befanden sich eben so viele Mitglieder des Konvents im Gefängnisse als zur Schreckenszeit. So hatten die Verfechter der Milde keine Ursache zu Vorwürfen, da sie Böses mit Bösem vergalten.

Die Verfassung war von der Kommission der Eilf vorgelegt worden; sie wurde während der drei Monate Messidor, Thermidor und Fruktidor des Jahres **III** verhandelt und allmälig mit wenigen Abänderungen angenommen. Die Verfasser derselben waren Lesage, Daunou, Boissy d'Anglas, Creuzé-Latouche, Berlier, Louvet, Larévellière-Lepeaux, Lanjuinais, Durand-Maillane, Baudin von den Ardennen und Thibaudeau. Sieyes hatte an dieser Kommission nicht theilnehmen wollen, denn hinsichtlich der Verfassung war er noch

starrsinniger als in jeder andern Beziehung. Verfassungen waren sein Lebenlang der Gegenstand seines Nachdenkens gewesen, sie bildeten seinen eigentlichen Beruf. Er hatte eine ganz fertige im Kopfe und war nicht der Mann dazu, etwas von derselben aufzuopfern. Er legte dieselbe in seinem eigenen Namen und ohne Vermittelung der Kommission vor. Aus Achtung vor seinem Geiste schenkte die Versammlung ihm Gehör, nahm aber seinen Entwurf nicht an. Später kommt dieselbe wieder vor und dann wird es Zeit sein, seine Schöpfung mitzutheilen, die in der Geschichte des menschlichen Geistes ihre Stelle verdient. Die Verfassung, welche angenommen wurde, war den Fortschritten, die man gemacht, angemessen. Im Jahre 1791 war der Gesammtgeist noch so sehr ein Neuling und zugleich so wohlwollend, daß man einerseits den Gedanken einer aristokratischen Körperschaft zur Überwachung des Willens der Volksvertretung nicht begreifen konnte und doch andererseits die königliche Macht zugelassen und mit Achtung, ja fast mit Liebe beibehalten hatte. Bei reiflicher Überlegung hatte man jedoch eingesehen, daß eine aristokratische Körperschaft jedem Lande eigen ist und selbst, daß sie sich für eine Republik ganz besonders eignet, und daß ein großer Staat sehr wohl ohne König, aber niemals ohne einen Senat bestehen kann. Im Jahre 1795 aber hatte man bereits eingesehen, welchen Unordnungen eine einzige Versammlung ausgesetzt ist und deshalb gab man seine Einwilligung zu einem in zwei Versammlungen getheilten gesetzgebenden Körper. Man war jetzt minder erbittert gegen die Aristokratie, als gegen das Königthum, weil man das letztere in der That mehr zu fürchten hatte. Darum suchte man sich auch vor diesem bei der Bildung der vollziehenden Gewalt desto mehr zu sichern. Es befand sich in der Kommission eine monarchische Partei, zu welcher Lesage, Lanjuinais, Durand-Maillane und Boissy d'Anglas gehörten. Diese Partei schlug einen Präsidenten vor, doch man war dagegen. — „Wie leicht könnte es kommen, sagte Louvet, daß man eines Tages einen Bourbon dazu wählte.“ Boudin von den Ardennen und Daunou schlugen zwei

Konsuln, Andere drei vor. Den Vorzug erhielt die Regierung von fünf Direktoren, welche Alles durch Stimmenmehrheit entscheiden sollten. Diese vollziehende Gewalt enthielt theils die wesentlichen Attribute des Königthums, wie Unverletzlichkeit, Genehmigung der Gesetze, richterliche Gewalt, Recht des Kriegs und Friedens. Die Mitglieder waren nur wie Deputirte unverletzlich, hatten für die Veröffentlichung und Vollziehung der Gesetze und für die Leitung zu sorgen, nicht aber über Krieg und Frieden Unterhandlungen und Bestätigung der Verträge zu entscheiden. Dies waren die Grundlagen der Direktorialverfassung. In Gemäßheit derselben dekretirte man: 1) eine Versammlung, die der Fünfhundert, welche aus 500 Mitgliedern von mindestens 30 Jahren bestehen, allein die Gesetzesvorschläge haben und sich jährlich um ein Drittel erneuern sollte. 2) eine Versammlung von 250 Mitgliedern, die der Alten, welche die Gesetze zu bestätigen hatte und gleichfalls jährlich zum dritten Theile erneuert wurde. Die Mitglieder mußten mindestens 40 Jahre alt und sämmtlich entweder verheirathet oder Wittwer sein. 3) ein vollziehendes Direktorium von 5 Mitgliedern, das durch Stimmenmehrheit Beschlüsse faßte, jährlich zum fünften Theile erneuert wurde, verantwortliche Minister hatte, die Gesetze bekannt machte und vollziehen ließ, über See- und Landmacht verfügte, so wie über die Verhältnisse zum Auslande, und die ersten Feindseligkeiten sofort zurückweisen, nicht aber den Krieg ohne Einwilligung des gesetzgebenden Körpers erklären durfte. Verträge unterhandelte es, mußte sie aber dem gesetzgebenden Körper zur Genehmigung vorlegen, mit Ausnahme der geheimen Artikel, die es selbstständig abmachen konnte, sofern sie nicht den öffentlichen Artikeln zuwiderliefen. Alle diese Gewalten wurden auf folgende Weise ernannt: Jeder 21jährige Bürger hatte das Recht, an den Urversammlungen theilzunehmen, die jährlich am 1. Prairial stattfanden und Wählerversammlungen ernannten. Diese Wählerversammlungen traten am 20. Prairial zusammen und ernannten die beiden Theile des gesetzgebendes Körpers. Diese wähl-

ten wiederum das Direktorium. Man war der Meinung, die vollziehende Gewalt würde abhängiger sein von der gesetzgebenden, wenn sie von der letzteren ernannt werde. Ein anderer Grund, der den gegenwärtigen Umständen entnommen war, trug gleichfalls dazu bei, dies Verfahren anzunehmen. Die Republik war für Frankreich noch nicht zur Gewohnheit geworden; sie war mehr eine Ansicht der aufgeklärten oder mit in die Revolution verwickelten Männer, als ein allgemeines, das ganze Volk durchdringende Bewußtsein und deshalb wollte man die Bildung der vollziehenden Gewalt nicht den Massen anvertrauen. Man meinte also, die Urheber der Revolution, welche im gesetzgebenden Körper natürlich das Übergewicht haben mußten, würden, besonders in den ersten Jahren, Direktoren wählen, welche die Fähigkeit besäßen, ihr Werk zu vertheidigen. Die richterliche Gewalt wurde gewählten Richtern anvertraut. Man setzte Friedensrichter ein und ernannte für jedes Departement ein Civilgericht, welches in erster Instanz die Angelegenheiten des Departements selbst und die der benachbarten in zweiter zu entscheiden hatte, außerdem aber einen Kriminalgerichtshof, der aus fünf Mitgliedern und Geschworenen bestand. Kommunalversammlungen wurden nicht angenommen, wohl aber Municipal- und Departementsverwaltungen, die, je nach der Bevölkerung, aus drei, fünf, auch mehr Mitgliedern bestanden und durch Wahl gebildet wurden. Die Erfahrung veranlaßte die Annahme einiger Nebenbestimmungen von großer Wichtigkeit. So bezeichnete der gesetzgebende Körper selbst den Ort seiner Sitzungen und konnte sich in jede Gemeinde begeben, welche zu wählen ihm beliebte. Kein Gesetz durfte ohne drei vorhergehende Lesungen in Vollziehung gebracht werden, außer wenn es von dem Rath der Alten als eine dringende Maßregel anerkannt wurde. Dies war ein Mittel, jene oft so übereilten und schnell wieder zurückgenommenen Beschlüsse zu verhindern, welche der Konvent so häufig gefaßt. Jede Gesellschaft endlich, die sich Volksgesellschaft nannte, öffentliche Sitzungen hielt, ein Bureau, Tribünen und auswärtige Verbrüderungen hatte, war ver-

boten. Die Presse war gänzlich frei. Die Emigrirten sollten auf immer vom Gebiete der Republik verbannt sein und die Nationalgüter den Käufern unwiderruflich gehören. Jeder Kultus wurde für frei erklärt, obschon vom Staate weder anerkannt noch besoldet. Das war die Konstitution, durch welche man Frankreich als Republik aufrecht zu halten hoffte. Eine wichtige Frage kam jetzt noch in Anregung. Die konstituirende Versammlung hatte, um sich uneigennützig zu zeigen, sich selbst von dem an ihre Stelle tretenden gesetzgebenden Körper ausgeschlossen; sollte der Konvent eben so verfahren? Ein solcher Beschluß wäre ohne Zweifel eine große Thorheit gewesen. Bei einem beweglichen Volke, welches 14 Jahrhunderte unter monarchischer Verfassung gelebt und die Monarchie in einem Augenblick der Begeisterung umgestürzt hatte, war die Republik noch keineswegs so sehr in Gewohnheit und Sitten eingedrungen, daß man ihre Einrichtung und Befestigung dem bloßen Laufe der Dinge hätte überlassen können, die Revolution konnte nur durch ihre Urheber gehörig vertheidigt werden. Der Konvent bestand zum großen Theile aus Mitgliedern der konstituirenden und gesetzgebenden Versammlung; er vereinigte in sich die Männer, welche die alte Lehnsverfassung am 14. Juli und 4. August 1789 abgeschafft, die am 10. August den Thron gestürzt, am 21. Januar das Oberhaupt der bourbonischen Dynastie hingeopfert und die während dreier Jahre unerhörte Anstrengungen gemacht, um ihr Werk gegen Europa aufrecht zu erhalten. Sie allein waren im Stande, die in der Direktorialverfassung für geweiht erklärte Revolution gehörig zu vertheidigen. Deshalb mochten sie nicht mit eitler Selbstverläugnung prahlen, sondern dekretirten am 5. Fruktidor, daß der neue gesetzgebende Körper zu zwei Dritteln aus bisherigen Mitgliedern des Konvents gebildet und nur ein Drittel neu ernannt werden solle. Es fragte sich noch hierbei, ob der Konvent die beizubehaltenden zwei Drittel selbst bezeichnen oder dies den Wählerversammlungen überlassen würde. Nach langen Streitigkeiten voll entsetzlicher Heftigkeit machte man am 13. Fruktidor ab, daß die Wäh-

lerversammlungen diese Wahl zu vollziehen hätten. Ferner beschloß man, daß die Urversammlungen am 20. Fruktidor (6. September) zusammentreten sollten, um die Verfassung und die beiden Dekrete vom 5. und 13. Fruktidor anzunehmen. Außerdem wurde dekretirt, daß die Urversammlungen, gleich nachdem sie über die Verfassung und die Dekrete ihre Meinung ausgesprochen, aufs neue zusammentreten und schon jetzt im Jahre III die Wahlen für den 1. Prairial des folgenden Jahres vornehmen sollten. Dadurch erklärte der Konvent, daß er die Diktatur ablegen und die Verfassung in Kraft setzen wolle. Ferner wurde dekretirt, daß auch die Armeeen, die für gewöhnlich kein Recht zur Berathung hatten, dies Mal dennoch auf dem Schlachtfelde, das sie gerade innehatten, zusammentreten sollten, um die Verfassung anzunehmen. Die, welche sie vertheidigten, sagte man, müssen sie auch bewilligen können. So gewann man die Heere durch ihren eigenen Beschluß für die Revolution. Die zahlreichen verschiedenen Feinde des Konvents waren untröstlich über diese Beschlüsse. An der Verfassung war den Meisten von ihnen wenig gelegen; jede Verfassung kam ihnen recht, wofern sie nur zur allgemeinen Erneuerung aller Regierungsmitglieder Gelegenheit gab. Die Royalisten wünschten diese Erneuerung, um Verwirrung anzurichten, so viele Männer ihrer Wahl als möglich zusammenzubringen und sich der Republik selbst zum Vortheil des Königthums bedienen zu können. Vor allen Dingen lag ihnen daran, die Männer des Konvents zu beseitigen, welche die Gegenrevolution so eifrig bekämpften und neue, unerfahrene Männer ans Ruder zu bringen, die sich nicht für die Revolution bloßgestellt hätten und deshalb leichter zu verführen sein würden. Eine Menge von Schriftstellern und unbekannten Leuten, die mit Ungeduld darauf warteten, nicht sowol aus gegenrevolutionärer Gesinnung als aus persönlichem Ehrgeiz, die politische Laufbahn zu betreten, wünschten gleichfalls eine vollständige Erneuerung, um eine größere Anzahl von Plätzen für sich offen zu sehen. Sowol die Einen als die Andern begaben sich in die Sektionen und regten dieselben gegen die Dekrete

auf. Der Konvent, sagten sie, wolle ewig am Ruder bleiben; er spreche von den Rechten des Volkes und schiebe deren Ausübung immer und immer wieder auf; er befehle demselben Wahlen zu treffen und erlaube ihm doch nicht, Männern den Vorzug zu geben, die sich rein gehalten von Verbrechen; er wolle mit Gewalt eine Majorität solcher Männer beibehalten, die Frankreich mit Blutgerüsten bedeckt hätten. So, sagten sie ferner, werde die neue Gesetzgebung noch nicht gereinigt sein von allen Schreckensmännern; so könne Frankreich noch immer nicht mit Zuversicht in die Zukunft blicken; so würde es nie die Gewißheit haben, daß die Rückkehr jener scheußlichen Schreckenszeit unmöglich geworden sei. Solche Deklamationen hatten Einfluß auf eine Menge von Leuten: die ganze Bürgerschaft in den Sektionen, der zwar die neuen Einrichtungen ganz recht waren, die aber eine übertriebene Furcht vor der Rückkehr der Schreckenszeit hegte, redliche, aber unüberlegte Männer, die von einer fleckenlosen Republik träumten und ein neues reines Geschlecht zur Macht bringen wollten, junge Leute, die von denselben Träumereien eingenommen waren und viele neuerungssüchtige Köpfe — alle diese sahen es mit großem Verdruß, daß der Konvent die Dauer seiner Macht auf diese Weise auf zwei bis drei Jahre verlängerte. Die ganze Sippschaft der Journalisten erhob sich und eine Menge von Leuten, die theils als Schriftsteller einen Namen hatten, theils in den früheren Versammlungen eine Rolle gespielt, erschienen auf den Rednerbühnen der Sektionen. Suard, Morellet, Lacretelle der Jüngere, Fievée, Faublanc, Pastoret, Dupont von Nemours, Quatre mere von Quincy, Delalot, La Harpe, der General Miranda, der Spanier Marchenna, das Oberhaupt der royalistischen Agenten Lemaitre, alle diese thaten sich hervor durch heftige Flugschriften oder Reden in den Sektionen und die Erbitterung gegen den Konvent war allgemein. Sie durften nur ganz einfach verfahren, nämlich die Verfassung annehmen und die Dekrete verwerfen; dies beschloß man auch in Paris zu thun und forderte alle Sektionen in Frankreich dazu auf. Allein die Aufwiegler der Sektionen wollten den Wi-

verstand bis zur Empörung treiben und wünschten deshalb einen umfassenderen Plan. Die Urversammlungen sollten die Verfassung annehmen, die Dekrete vom 5. und 13. Fruktidor verwerfen, sich dann als permanent einsetzen, die Vollmacht des Konvents für erloschen und die Wählerversammlungen für frei befugt erklären, ihre Abgeordneten zu wählen wo und wie sie wollten; endlich aber sollten sie nicht früher auseinandergehen als nach der Einsetzung des neuen gesetzgebenden Körpers. Die Agenten Lemaitre's verbreiteten diesen Plan in der Umgegend von Paris und schrieben nach der Normandie, in der man viele Umtriebe machte zu Gunsten der Verfassung von 1791, nach der Bretagne, nach der Gironde, kurz nach allen Gegenden, in welchen sie Verbindungen hatten. Einer ihrer Briefe wurde in Beschlag genommen und auf der Rednerbühne vorgelesen. Der Konvent sah, ohne zu erschrecken, die Anstalten, welche man gegen ihn traf und erwartete mit Ruhe die Entscheidung der Urversammlungen von ganz Frankreich, fest überzeugt, daß die Mehrheit derselben sich zu seinen Gunsten aussprechen werde. Da er jedoch die Absicht eines neuen Aufstandstages argwohnte, ließ er einige Truppen anrücken und sich im Lager von Sablons in der Nähe von Paris vereinigen. Die Sektion Lepelletier, früher St. Thomas, konnte es nicht unterlassen, sich bei dieser Gelegenheit hervorzuthun; sie erschien sammt den Sektionen von Maille, Buttes des Moulins, den elisäischen Feldern und dem Theater français vor der Versammlung, um eine Petition an sie zu richten. Sie erlaubten sich alle die Frage, ob die Pariser etwas verschuldet hätten und ob man ihnen mißtraue, daß man Truppen herbeiziehe. Dann beschwerten sie sich über die angebliche Gewalt, die man ihren Wahlen anthue und bedienten sich der unverschämten Wendung: „Verdienet unsere Wahl, aber befehlt sie nicht!“ Der Konvent antwortete auf alle diese Adressen mit Festigkeit und sagte nur, er erwarte mit Achtung die Darlegung des Volkswillens; diesem werde er sich unterwerfen, sobald er bekannt werde, zugleich aber Jedermann zu gleicher Unterwerfung zu zwingen wissen. Vor allen Dingen suchte man jetzt

einen Mittelpunkt festzusetzen, um von diesem aus mit allen Sektionen in Verbindung treten, ihnen so einen gemeinschaftlichen Antrieb geben und dadurch den Aufruhr organisiren zu können. Es lagen Beispiele genug vor, welche bewiesen, daß dies das erste und nothwendigste Erforderniß sei. Die Sektion Lepelletier warf sich zum Mittelpunkt auf; sie hatte ein Recht zu dieser Ehre, denn sie war stets die heftigste gewesen. Ihr erster Schritt war die Veröffentlichung einer eben so ungeschickten als überflüssigen Bürgschaftsakte. Die Vollmacht des konstituirenden Körpers, sagte sie, höre dem souveränen Volke gegenüber auf; die Urversammlungen seien das souveräne Volk, sie hätten daher ein Recht, jede beliebige Meinung über die Verfassung und die Dekrete auszusprechen; sie ständen unter gegenseitigem Schutz und seien es einander schuldig, für ihre Unabhängigkeit einzustehen. Das läugnete Niemand; nur eine Veränderung mußte hinzugesetzt werden: die konstituirende Körperschaft behielt ihre Vollmacht, bis die Entscheidung der Majorität bekannt wurde. Übrigens waren diese leeren Allgemeinheiten weiter nichts als ein Mittel, um auf eine andere Maßregel zu kommen. Die Sektion Lepelletier schlug den achtundvierzig Sektionen von Paris vor, je einen Abgeordneten zu wählen, um die Ansichten und Wünsche der Hauptstadt in Betreff der Verfassung und der Dekrete auszudrücken. Hier begann die Ungesetzlichkeit, denn es war den Urversammlungen verboten, mit einander in Verbindung zu treten und sich Abgeordnete oder Adressen zu schicken. Der Konvent hob die Beschlußnahme auf und erklärte, er werde die Ausführung dieser Absichten als einen Angriff auf die öffentliche Sicherheit betrachten. Die Sektionen hatten noch nicht Kühnheit genug erlangt, um ihm zu trotzen; sie gaben daher nach und schickten sich an, die Stimmen über die Verfassung und die Dekrete einzusammeln. Den Anfang machten sie damit, daß sie ohne irgend eine gesetzliche Form die Patrioten, die in ihren Versammlungen ihre Stimme geben wollten, fortjagten. Bald wurden sie ohne Weiteres aus dem Saale herausgeworfen, bald wurde ihnen durch Anschläge angedeutet, sie möchten

zu Hause bleiben, denn wofern sie in der Sektion erschienen, werde man sie mit Schmach und Schande fortjagen. Die Zahl der auf diese Weise der Ausübung ihrer Rechte beraubten Personen war bedeutend; sie eilten in den Konvent, um Einspruch zu thun gegen die ihnen angethane Gewalt. Der Konvent mißbilligte das Benehmen der Sektionen, weigerte sich aber einzuschreiten. Es sollte nicht aussehen, als werbe er um Stimmen und er wünschte, daß selbst der Mißbrauch die Freiheit der Berathungen beweise. Die aus ihren Sektionen vertriebenen Patrioten flüchteten sich auf die Tribünen des Konvents, hielten sie in großer Anzahl besetzt und baten täglich die Ausschüsse, ihnen ihre Waffen wiederzugeben, mit der Versicherung, sie seien bereit, dieselben zur Vertheidigung der Republik anzuwenden. Alle Sektionen von Paris, außer die der Quinze-Vingts, nahmen die Verfassung an und verwarfen die Dekrete. Nicht eben so ging es im übrigen Frankreich. Die Opposition war, wie gewöhnlich, in den Provinzen minder heftig als in der Hauptstadt. Royalisten, Ränkemacher und Ehrgeizige, die ein Interesse daran hatten, auf Erneuerung des ganzen gesetzgebenden Körpers und der Regierung zu dringen, waren nur in Paris zahlreich vorhanden; deshalb gingen auch die Versammlungen in den Provinzen, obschon sie vollkommen frei waren, ruhig von Statten; sie nahmen die Verfassung fast einstimmig und die Dekrete mit großer Stimmenmehrheit an. Die Heere nahmen die Verfassung in der Bretagne, in der Vendée, an den Alpen und am Rhein mit Begeisterung auf. Die in Urversammlungen umgewandelten Lager hallten wieder von beifälligem Zuruf. Sie waren ganz voll von Männern, die der Revolution ergeben und deren Anhänglichkeit durch die Opfer, die sie ihr gebracht, nur noch gewachsen war. Die Wuth gegen die revolutionäre Regierung, welche man in Paris zeigte, war in den Heeren durchaus unbekannt. Bei den Mannschaften von der Aushebung des Jahres 1793, welche die Mehrzahl der Soldaten ausmachten, stand jener berühmte Ausschuß noch in bester Erinnerung, denn er hatte sie besser angeführt und ernährt, als die neue Regierung. Herausgerissen aus dem Pri-

vatleben, gewohnt Strapazen zu überstehen und dem Tode ins Auge zu schauen, großgesäugt von Ruhm und schönen Täuschungen, hegten sie noch jene Begeisterung, welche im Innern Frankreichs bereits zu verfliegen begann; sie waren stolz darauf, sich die Soldaten einer Republik zu nennen, welche sie gegen alle Könige Europas vertheidigt und die gewissermaßen ihr Werk war. Mit aufrichtiger Ergebenheit schwuren sie, dieselbe nimmer untergehen zu lassen. Die Sambre- und Maasarmee, welche Jourdan befehligte, theilte die edle Gesinnung ihres braven Anführers. Sie war es, die bei Watignies gesiegt und Maubeuge entsetzt, die gesiegt bei Fleurus und Frankreich Belgien gewonnen, sie war es, die durch ihre Siege an der Ourthe und Roer uns die Rheinlinie gesichert. Diese Armee, welche sich die größesten Verdienste um die Republik erworben, besaß auch die größeste Anhänglichkeit an dieselbe. Eben war sie über den Rhein gegangen. Auf dem Kampfplatze machte sie Halt und man sah sechzigtausend Mann gleichzeitig die neue republikanische Verfassung annehmen. Als diese Nachrichten allmälig in Paris ankamen, gereichten sie dem Konvent zur Genugthuung, während die Männer der Sektionen höchst mißmuthig gestimmt wurden. Täglich brachten sie Adressen, in denen sie das Ergebniß der Abstimmung in ihrer Versammlung mittheilten und mit beleidigender Freude meldeten, die Verfassung sei angenommen, die Dekrete aber verworfen. Die auf den Tribünen versammelten Patrioten murrten; allein gleichzeitig las man die Versammlungsberichte aus den Departements, die fast alle die Annahme sowol der Verfassung, als der Dekrete anzeigten. Dann brachen die Patrioten in wüthendes Beifallsgeschrei aus und stachelten durch ihren Freudenausbruch die Bittsteller der Sektionen, welche vor den Schranken saßen, zu fürchterlichem Ärger auf. Die letzten Tage des Fruktidor vergingen unter Auftritten dieser Art. Endlich wurde am 1. Vendemiaire des Jahres IV (23. September 1795) das Gesammtergebniß aller Abstimmungen bekannt gemacht. Die Verfassung war beinahe mit Einstimmigkeit und die Dekrete mit ungeheuer überwie-

gender Stimmenmehrheit angenommen. Dennoch hatten sich einige tausend Stimmen gegen die Dekrete ausgesprochen und hier und da Einige sogar gewagt, um einen König zu bitten. Dies war ein genügender Beweis, daß in den Urversammlungen die vollkommenste Freiheit geherrscht. Noch an demselben Tage erklärte der Konvent feierlich die Verfassung und die Dekrete für Staatsgrundgesetze. Lang anhaltender Beifall folgte der Erklärung. Dann dekretirte der Konvent, daß die Urversammlungen, die ihre Wähler noch nicht ernannt, diese Ernennung noch vor dem 10. Vendemiaire (2. Oktober) bewerkstelligen sollten, daß die Wählerversammlungen sich am 20. zu bilden und alle ihre Arbeiten bis spätestens zum 29. zu beendigen hätten, endlich aber, daß der neue gesetzgebende Körper am 15. Brumaire zusammentreten solle. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die Sektionen. Bis zum letzten Augenblicke hatten sie gehofft, Frankreich werde einen ähnlichen Beschluß fassen, wie Paris und sie befreien von den sogenannten zwei Drittheilen; allein das letztere Dekret ließ ihnen keine Hoffnung mehr übrig. Sie thaten, als glaubten sie nicht an die Gesetzmäßigkeit der Abstimmungen und schickten Abgeordnete an den Ausschuß für die Dekrete, welche die Protokolle prüfen sollten. Dieser beleidigende Schritt wurde im Ganzen gar nicht ungern gesehen. Man willigte ein, ihnen die Protokolle vorzulegen und sie die Stimmen zählen zu lassen; sie fanden Alles in Richtigkeit. Jetzt blieb ihnen nicht einmal mehr der armselige Einwand, daß die Zusammenrechnung der Stimmen fehlerhaft oder lügenhaft gewesen und sie hatten fortan keine andere Zuflucht, als einen Aufstand. Allein dies war ein gewaltsamer Weg und es mußte schwer halten, sich zu demselben zu entschließen. Die Ehrgeizigen, welche die Männer der Revolution zu entfernen wünschten, um ihre Stellung in der republikanischen Regierung einzunehmen, die jungen Leute, die ihren Muth zur Schau tragen wollten und mehrentheils schon gedient hatten, die Royalisten endlich, denen kein anderes Mittel mehr übrig blieb, als ein offner gewaltsamer Angriff, alle diese konnten geneigt sein, sich den Wechsel-

fällen eines Kampfes auszusetzen; allein jene Masse friedliebender Menschen, die sich mehr durch die Furcht vor den Schreckensmännern, als durch politischen Muth hatten bestimmen lassen, eine Rolle in den Sektionen zu spielen, diese waren nicht so leicht zu denselben Schritten zu bewegen. Zunächst stimmte ein Aufstand gar nicht zu ihren Grundsätzen. Wie sollten sie, die Feinde der Anarchie, die bestehende und anerkannte Regierungsgewalt angreifen? Es ist wahr, Parteien kümmern sich wenig um Widersprüche; allein wie sollten Bürger, die fast nie weit über ihre Geschäftsstuben und Häuser hinausgekommen, es wagen, Linientruppen und Batterien anzugreifen? Dennoch warfen sich die royalistischen Ränkemacher und die Ehrgeizigen in die Sektionen, sprachen vom allgemeinen Interesse und von Ehre und sagten, es sei nicht sicher, sich noch länger von den Männern des Konvents regieren zu lassen, man bleibe sonst stets einer Schreckensherrschaft ausgesetzt; überdies aber sei es schimpflich, zurückzuweichen und sich unterwerfen zu lassen. Man wandte sich an die Eitelkeit. Die jungen Leute, welche von den Heeren zurückgekehrt, machten großen Lärm, zogen die Schüchternen mit fort, hinderten sie, ihre Furcht zu offenbaren und Alles bereitete sich zu einem Gewaltstreich vor: Gruppen junger Leute eilten durch die Straßen und riefen: „Nieder mit den Zweidritteln!" und wenn die Soldaten des Konvents sie zersprengen und sie an diesem aufrührischen Geschrei verhindern wollten, antworteten sie mit Flintenschüssen. Es kam zu verschiedenen Aufläufen und mitten im Palais royal wurden Flintenschüsse gewechselt. Lemaitre und seine Genossen ließen, als sie dies Gelingen ihrer Pläne sahen, mehrere Häupter der Chouans und eine Anzahl Auswanderer nach Paris kommen, hielten sie verborgen und warteten nur auf den geeigneten Augenblick, sie auftreten zu lassen. Es war ihnen gelungen, Bewegungen in Orleans, Chartres, Dreux, Verneuil und Nonancourt zu veranlassen. In Chartres schoß sich ein Repräsentant, Letellier, weil er nicht vermocht, einen Aufstand zu verhindern, eine Kugel vor den Kopf. Obgleich diese Bewegungen unterdrückt wurden,

konnte doch ein besserer Erfolg in Paris einen allgemeinen Aufruhr veranlassen. Man vergaß nichts, um denselben anzuschüren und bald schien ein vollständiger Erfolg das Bestreben der Verschwörer zu belohnen. Noch war der Aufstandsplan nicht beschlossen; allein die ehrsamen Bürger von Paris ließen sich allmälig von den jungen Leuten und Ränkemachern verleiten. Die Sektion Lepelletier war stets die unruhigste. Man war der Meinung, daß die Versammlung der Wähler in Paris jene Centralgewalt werden könne, die man schon lange zu bilden suchte, allein nach dem letzten Dekrete sollte diese Versammlung nicht vor dem 20. zusammentreten und so lange mochte man nicht warten. Die Sektion Lepelletier faßte jetzt einen Beschluß, der auf einem seltsamen Grunde beruhte: die Verfassung, sagte sie, setze nur einen Zwischenraum von zwanzig Tagen zwischen dem Zusammentreten der Urversammlungen und dem der Wählerversammlungen fest. Die Urversammlungen wären dies Mal am 20. Fruktidor zusammengetreten, die Wähler müßten sich also am 10. Vendemiaire versammeln. Der Konvent habe ihr Zusammentreten erst auf den 20. festgesetzt; allein dies sei offenbar nur geschehen, um die Inkraftsetzung der Verfassung und die Theilung der Gewalt mit dem neuen Drittel noch mehr zu verzögern. Auf Grund dessen beschloß die Sektion Lepelletier, um die Rechte der Bürger aufrecht zu erhalten, daß die bereits ernannten Wähler auf der Stelle zusammentreten sollten und theilte ihren Entschluß den andern Sektionen zur Bildung mit. Mehrere derselben billigten ihn wirklich und das Zusammentreten der Wähler sollte am 11. im Theater français stattfinden. Am 11. Vendemiaire versammelte sich ein Theil der Wähler unter dem Schutze einiger Bataillone der Nationalgarde im Saale des Theaters. Eine Menge Neugieriger eilte auf den Odeonplatz und bildete bald einen ansehnlichen Haufen. Der Sicherheits- und Wohlfahrtsausschuß, so wie die drei Repräsentanten, welche seit dem 4. Prairial die Leitung der bewaffneten Macht behalten hatten, waren in wichtigen Fällen immer versammelt; sie eilten in den Konvent und meldeten ihm die-

sen ersten Schritt, der offenbar, wie sie sagten, auf einen Plan zum Aufstande hinweise. Der Konvent war gerade versammelt, um in seinem Sitzungssaale eine Todtenfeier zu Ehren der unglücklichen Girondisten zu halten. Man wollte diese Feier aufschieben; allein Tallien war dagegen und sagte, es sei der Versammlung nicht würdig, sich unterbrechen zu lassen; selbst mitten unter Gefahren müsse sie ihre gewohnte Thätigkeit fortzusetzen wissen. Man erließ ein Dekret, welches jeder Wählerversammlung, die auf eine ungesetzmäßige Weise oder vor dem bestimmten Termin, oder endlich zu einem ihren Wählbefugnissen fremden Zwecke zusammengetreten, den Befehl gab, auseinanderzugehen. Um Denen einen Ausweg offen zu lassen, die vielleicht Lust hätten umzukehren, setzte man hinzu, Jeder, der unverzüglich zu seiner Pflicht zurückkehren wolle, nachdem er sich zu ungesetzlichen Schritten habe verleiten lassen, solle unbestraft bleiben. Sogleich gingen Polizeibeamte, nur von sechs Dragonern begleitet, nach dem Odeonplatze ab, um das Dekret bekannt zu machen. Die Ausschüsse wollten so lange als möglich das Einschreiten der bewaffneten Macht vermeiden. Auf dem Odeonplatze war, besonders beim Herannahen der Nacht, die Menge furchtbar gewachsen. Das Innere des Theaters war schlecht erleuchtet; eine Menge von Sektionsmitgliedern saßen in den Logen; die, welche an dem Ereigniß einen thätigen Antheil nahmen, gingen aufgeregt auf der Bühne hin und her; man wagte nichts zu berathen oder zu beschließen. Als man die Ankunft der Polizeibeamten, die das Dekret vorlesen sollten, erfuhr, strömte man hinaus auf den Platz. Schon hatte die Menge sie umringt, man fiel über sie her, löschte ihre Fackeln aus und nöthigte die Dragoner zu entfliehen, dann kehrte man in den Theatersaal zurück und wünschte sich Glück zu diesem Erfolge, hielt Reden, schwor der Tyrannei Widerstand zu leisten, traf aber keine Maßregel, den eben gethanen entscheidenden Schritt auch ferner zu vertreten. Die Nacht brach immer mehr herein, Viele der Neugierigen und Sektionsmänner entfernten sich, der Saal wurde immer leerer und endlich, als bald darauf die

bewaffnete Macht anrückte, gänzlich verlassen. Die Ausschüsse hatten dem General Menou, der seit dem 4. Prairial zum General der Armee des Innern ernannt worden war, den Befehl gegeben, eine Abtheilung aus dem Saale von Sablons anrücken zu lassen. Diese Abtheilung erschien mit zwei Geschützen, fand aber Niemand mehr, weder auf dem Platze, noch im Saale des Schauspielhauses. Dieser Auftritt verursachte, obschon er keine Folgen gehabt, dennoch große Aufregung. Die Männer der Sektionen hatten ihre Kräfte versucht und, wie es nach den ersten Thätlichkeiten gewöhnlich geschieht, einigen Muth gefaßt. Der Konvent und seine Anhänger erschraken über die Ereignisse dieses Tages, waren schneller bereit, an die Entschießungen ihrer Gegner zu glauben, als ihre Gegner, sie zu fassen, und zweifelten nicht länger an einem Aufstande. Obgleich die Patrioten mit dem Konvent, der sie so hart behandelt, unzufrieden waren, so sahen sie dies Mal doch, von ihrem gewohnten Eifer erfüllt, daß sie ihren Groll ihrer Sache aufopfern müßten und eilten noch in derselben Nacht in Schaaren zu den Ausschüssen, um ihnen ihre Hülfe anzubieten und Waffen zu fordern. Die Einen hatten erst gestern das Gefängniß verlassen, die Andern waren aus den Urversammlungen ausgeschlossen; bei Allen waren genügende Gründe vorhanden, ihren Eifer zu beweisen. Zu ihnen gesellte sich eine Schaar von Offizieren, welche durch Aubry ihre Stellen im Heere verloren hatten. Die Thermidoristen, welche in den Ausschüssen noch immer herrschten und jetzt ganz zum Berge zurückgekehrt waren, trugen kein Bedenken, die Anerbietungen anzunehmen und wurden darin von mehr als einem Girondisten bestärkt. Louvet hatte bereits in Zusammenkünften bei einem gemeinsamen Freunde der Girondisten und Thermidoristen den Vorschlag gemacht, die Vorstädte wieder zu bewaffnen und selbst den Jakobinerklub zu eröffnen, wenn auch mit dem Vorbehalt, ihn noch einmal zu schließen, falls es nothwendig würde. Man trug daher kein Bedenken, allen Bürgern, die sich anboten, Waffen zu geben. Zu ihren Offizieren ernannte man die in Paris befindlichen unangestellten Militärs.

Der alte tapfere General Berruyer erhielt den Oberbefehl. Diese Bewaffnung fand am Morgen des 12. statt. Sogleich verbreitete sich diese Nachricht in der ganzen Stadt und die Aufwiegler der Sektionen, welche die friedlichen Bürger von Paris mit zu verwickeln suchten, hatten jetzt einen ausgezeichneten Vorwand. Der Konvent wolle, sagten sie, die Schreckenszeit erneuern; er habe die Terroristen wieder bewaffnet und werde sie gegen alle ehrsamen Bürger loslassen; Personen und Eigenthum seien nicht mehr sicher und man müsse zu den Waffen greifen, um sich zu vertheidigen. Acht Sektionen, die Sektion Lepelletier an der Spitze, erklärten sich in Aufruhr, ließen in ihren Stadtvierteln die Lärmtrommel schlagen und forderten alle Bürger der Nationalgarde auf, sich zu ihren Bataillonen zu verfügen und die von den Schreckensmännern bedrohte öffentliche Sicherheit zu schützen. Die Sektion Lepelletier erklärte sich sogleich für permanent und wurde der Mittelpunkt aller revolutionären Umtriebe. Die Trommelschläger und Ausrufer der Sektionen durchzogen Paris mit merkwürdiger Keckheit und gaben das Zeichen zum Aufstande. Aufgeregt durch die verbreiteten Gerüchte, begaben sich die Bürger bewaffnet in ihre Sektionen, bereit, allen Einflüsterungen einer bethörten Jugend, einer hinterlistigen Partei nachzugeben. Auch der Konvent erklärte sich sofort für permanent und forderte seine Ausschüsse auf, für die öffentliche Sicherheit und für die Vollziehung seiner Dekrete zu sorgen. Er nahm das Gesetz zurück, welches die Entwaffnung der Patrioten befahl und beseitigte dadurch die Maßregeln seiner Ausschüsse, zugleich aber erließ er eine Bekanntmachung, um die Einwohner von Paris zu beruhigen und ihnen Zuversicht einzuflößen in Betreff der Absichten und der Vaterlandsliebe der Männer, denen man ihre Waffen wiedergegeben. Da die Ausschüsse sahen, daß die Sektion Lepelletier der Heerd aller Umtriebe werde und bald vielleicht das Hauptquartier der Empörer sein würde, beschlossen sie, dieselbe zu umringen und zu entwaffnen. Menou erhielt wieder Befehl, das Lager von Sablons mit einer Truppenabtheilung und Kanonen zu verlassen. Dieser General

Menou, ein tüchtiger Offizier, als Bürger mild und gemäßigt, hatte während der Revolution das beschwerlichste und bewegteste Leben geführt. Als er die Vendée bekämpfte, sah er sich allen möglichen Plackereien von Seiten der Partei Ronsin's ausgesetzt; später wurde er nach Paris gebracht und mit einem Prozeß bedroht; nur dem 9. Thermidor verdankte er sein Leben. Als er am 4. Prairial zum General der Armee des Innern ernannt wurde und den Befehl erhielt, gegen die Vorstädte zu marschiren, hatte er Männer zu bekämpfen, die seine natürlichen Feinde waren, die überdies von der öffentlichen Meinung preisgegeben wurden und in ihrer eigenen strengen Energie zu wenig das Leben Anderer schonten, als daß man sich hätte Gewissensbisse machen sollen, das ihrige zu opfern. Jetzt aber war es die glänzende Bevölkerung der Hauptstadt, die Jugend der besten Familien und dazu die Klasse, welche die öffentliche Meinung angab, die er niederkartätschen sollte, falls sie in ihrer Verblendung beharrte. Er gerieth daher in die quälendste Rathlosigkeit, wie es dem schwachen Manne stets begegnet, der weder seine Stellung aufgeben, noch sich zur Erfüllung eines strengen Auftrages entschließen kann. Er ließ seine Kolonnen sehr spät aufbrechen und gab es zu, daß die Sektionen am 12. proklamirten, was ihnen beliebte. Dann begann er insgeheim mit einigen ihrer Leiter zu unterhandeln, statt zu handeln, und erklärte sogar den drei Repräsentanten, welche die Leitung der bewaffneten Macht hatten, er wolle das Patriotenbataillon nicht unter seinem Befehl haben. Die Repräsentanten antworteten ihm: das Bataillon stehe nur unter dem Befehl des General Berruyer und drangen in ihn, er möge handeln, ohne seine Schranken und seine Weichlichkeit den beiden Ausschüssen anzuzeigen. Übrigens fanden sie denselben Widerwillen bei mehr als einem Offizier, unter andern auch bei den Brigadegeneralen Despière und Debar, die eine Krankheit vorschützten und nicht auf ihren Posten erschienen. Beim Einbruch der Nacht brach endlich Menou mit dem Repräsentanten Laporte nach der Sektion Lepelletier auf. Dieselbe hielt ihre Sitzungen im Nonnenkloster von St. Thomas, an dessen Stelle

seitdem das schöne Börsengebäude erbaut ist. Man schlug die Straße Vivienne ein. Menou drängte seine Infanterie, seine Kavallerie und Kanonen in diese Straße hinein und verwickelte sich so in eine Stellung, in welcher er nur mit Schwierigkeit hätte kämpfen können, weil die Schaaren der Sektionen ihn umringten, alle Ausgänge sperrten und alle Fenster der Häuser besetzt hielten. Menou ließ seine Kanonen bis vor den Eingang des Klosters fahren und trat dann mit dem Repräsentanten Laporte und einem Bataillon in den Sitzungssaal. Die Mitglieder der Sektion bildeten keine berathende Versammlung, sondern waren bewaffnet und, ihren Präsidenten Delalot an der Spitze, in Reihen aufgestellt. Der General und Repräsentant forderten sie auf, ihre Waffen auszuliefern; sie weigerten sich. Als der Präsident Delalot bemerkte, in welchem schwankenden Tone diese Aufforderung gemacht wurde, antwortete er mit Heftigkeit, sprach mit Gewandtheit und Geistesgegenwart zu den Soldaten Menou's und erklärte, die Sektion werde es bis zum Äußersten kommen lassen, bevor sie zugebe, daß man ihr die Waffen entreiße. In diesem engen Raume zu kämpfen oder sich zurückziehen, um den Saal mit Kanonen zu beschießen, das war eine schmerzliche Wahl. Hätte jedoch Menou mit Festigkeit gesprochen und seine Geschütze gerichtet, so ist es fraglich, ob die Entschlossenheit der Sektionsmänner würde Stich gehalten haben. Menou und Laporte zogen es vor, zu unterhandeln; sie versprachen die Konventstruppen zurückzuziehen, unter der Bedingung, daß die Sektion sofort auseinandergehe. Sie versprach es oder that wenigstens, als verspräche sie es. Ein Theil des Bataillons defilirte, als wolle dasselbe sich zurückziehen. Menou verließ den Saal mit seiner Schaar und ließ seine Truppen umkehren. Es wurde ihnen schwer, durch die in der Umgegend geschaarte Menge zu dringen. Während er die Schwäche hatte, vor der Festigkeit der Sektion Lepelletier zu weichen, kehrte diese zum Ort ihrer Sitzungen zurück, stolz auf ihren Widerstand und wurde immer kühner in ihrer Empörung. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, daß die Dekrete nicht vollzogen, der Aufstand siegreich geblieben sei,

und daß die Truppen zurückkehrten, ohne dem Ansehen des Konvents den Sieg verschafft zu haben. Eine Menge von Zeugen dieses Auftritts eilten auf die Tribüne der Versammlung, benachrichtigten die Deputirten von dem, was vorgefallen und von allen Seiten hörte man rufen: „Wir sind verrathen, wir sind verrathen! Vor die Schranken mit dem General Menou!" — Man forderte die Ausschüsse auf, über diese Ereignisse Auskunft zu geben. Die Ausschüsse, die so eben erst gehört, was vorgefallen, befanden sich in der größesten Aufregung. Man wollte Menou verhaften und ihn auf der Stelle richten; allein dies half nichts: man mußte das zu leisten suchen, was er verabsäumt. Vierzig Mitglieder jedoch, welche thätliche Maßregeln besprachen, waren wenig geeignet, sich zu verständigen und mit der nöthigen Kraft und Bestimmtheit zu handeln. Drei Repräsentanten, denen man die Leitung der bewaffneten Macht übergeben, besaßen ebenfalls nicht die nöthige Energie. Man dachte daran, einen Anführer zu ernennen, wie bei allen entscheidenden Gelegenheiten und kam in diesem Augenblick, welcher an alle Gefahren des Thermidor erinnerte, auf den Deputirten Barras, der an jenem berühmten Tage als Brigadegeneral den Oberbefehl erhalten und sich mit aller wünschenswerthen Energie seines Auftrags entledigt hatte. Der Deputirte Barras war ein Mann von hohem Wuchs und kraftvoller Stimme; lange Reden konnte er nicht halten, aber darin war er ausgezeichnet, einige kraftvolle und heftige Sätze aus dem Stegreif zu sprechen, die ihn als einen entschlossenen und ergebenen Mann erscheinen ließen. Man ernannte ihn zum General der Armee des Innern und gab ihm die drei Repräsentanten, die bisher die Leitung der bewaffneten Macht gehabt, als Adjutanten bei. Ein besonderer Umstand ließ diese Wahl eine sehr glückliche sein. Barras hatte in seiner Nähe einen Offizier, der sehr fähig war, den Oberbefehl zu führen und er war nicht so kleinlich gesinnt, einen geschickteren Mann auf die Seite zu schieben. Alle Deputirten, welche eine Sendung nach der italienischen Armee gehabt, kannten diesen jungen Artillerieoffizier, welcher die Einnahme von Toulon entschieden

und Saorgio und die Linien der Roya erobert hatte. Dieser junge Offizier war Brigadegeneral geworden, aber von Aubry abgesetzt, und befand sich gegenwärtig ohne Anstellung und fast in Armuth in Paris. Man hatte ihn bei Madame Tallien eingeführt, welche ihn mit ihrer gewohnten Güte aufnahm und sich sogar für ihn verwandte. Seine Gestalt war hager und beinahe klein, seine Wangen eingefallen und bleich; aber seine schönen Züge, seine sicherblickenden und durchbohrenden Augen, seine feste und eigenthümliche Sprache erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Oft sprach er von einem entscheidenden Kriegsschauplatze, auf welchem die Republik Siege und Frieden erringen würde: er meinte Italien. Auf dies Thema kam er fortwährend zurück. Als daher die Linien der Appenninen unter Kellermann verloren gingen, berief man ihn in den Ausschuß, um seinen Rath zu hören. Seitdem vertraute man ihm die Abfassung der Depeschen und er blieb bei der Leitung der Militärangelegenheiten. Barras dachte an ihn in der Nacht des 12. Vendemiaire und verlangte ihn zum zweiten Befehlshaber. Sein Wunsch wurde bewilligt und der Konvent, dem diese beiden Wahlen noch in derselben Nacht vorgelegt wurden, bestätigte sie auf der Stelle. Barras überließ die militärischen Anordnungen dem jungen General, der sogleich Alles übernahm und mit der außerordentlichsten Thätigkeit Befehle zu geben begann.

In allen Stadtvierteln hatte man fortgefahren Generalmarsch zu schlagen; nach allen Seiten waren Abgesandte gegangen, um den Widerstand und den Erfolg der Sektion Lepelletier zu rühmen, ihre Gefahren zu übertreiben, alle Sektionen zu überzeugen, daß diese Gefahr eine gemeinsame sei, sie bei ihrem Ehrenpunkt zu fassen und zur Nachahmung der Grenadiere des Viertels von St. Thomas aufzufordern. Von allen Seiten eilte man herbei und es bildete sich endlich in der Sektion Lepelletier ein Central- und Militärausschuß unter dem Vorsitz des Journalisten Richer Serizy. Der Plan des Aufstandes war beschlossen, die Bataillone bildeten sich; alle noch Unschlüssigen waren mit fortgerissen und die ganze Bürgerschaft von Paris, irre-

geleitet durch ein falsches Ehrgefühl, schickte sich an, eine Rolle zu spielen, welche weder mit ihren Gewohnheiten, noch mit ihren Interessen übereinstimmte. Es war nicht mehr Zeit, gegen die Sektion Lepelletier zu marschiren und den Aufstand im Keime zu ersticken. Der Konvent hatte ungefähr fünftausend Mann Linientruppen. Wenn alle Sektionen denselben Eifer bewiesen, so konnten sie vierzigtausend Mann, sämmtlich wohlbewaffnet und organisirt, zusammenbringen und mit fünftausend Mann durch die Straßen einer großen Hauptstadt gegen vierzigtausend zu marschiren, war eine Unmöglichkeit. Höchstens durfte man hoffen, den Konvent zu vertheidigen und ihn in ein wohlvertheidigtes Lager zu verwandeln; dies war der Gedanke des Generals Bonaparte. Die Sektionen hatten keine Kanonen. Sie hatten sie am 4. Prairial sämmtlich abgegeben und Diejenigen, welche heute den größesten Eifer zeigten, gaben damals zuerst dies Beispiel, um die Entwaffnung der Vorstadt St. Antoine zu sichern. Dies war ein großer Vortheil für den Konvent. Der ganze Artilleriepark befand sich im Lager von Sablons. Bonaparte befahl sogleich dem Schwadronsführer Murat, mit dreihundert Pferden aufzubrechen und ihn zu holen. Murat kam in demselben Augenblicke an, als eben ein Bataillon der Sektion Lepelletier erschien, um sich gleichfalls der Artillerie zu bemächtigen. Er kam jedoch diesem Bataillon zuvor, ließ die Geschütze bespannen und brachte sie nach den Tuilerien. Dann suchte Bonaparte alle nach diesem Platze mündenden Straßen zu besetzen. Er hatte fünftausend Mann Linientruppen, eine Schaar Patrioten, die seit gestern auf ungefähr fünfzehnhundert gestiegen waren, einige Gendarmen der Tribunale, die man im Prairial entwaffnet und jetzt wieder mit Waffen versehen, endlich die Legion der Polizei und einige Invaliden, im Ganzen etwa achttausend Mann. Er vertheilte seine Artillerie und seine Truppen auf die Sackgasse Dauphine, auf die Straßen Lechelle, Rohan, Sainte Nicaise, auf den Pont neuf, Pont royal, Pont Louis **XVI.** und auf die Plätze Ludwig **XV.** und den Vendômeplatz, kurz auf alle Punkte, von denen aus der Konvent angegriffen wer-

den konnte. Sein Kavalleriekorps und einen Theil seiner Infanterie stellte er als Reserve auf dem Karousselplatz und im Tuileriengarten auf. Dann befahl er, daß alle Lebensmittel der Stadt nach den Tuilerien gebracht würden und ebendaselbst eine Niederlage von Kriegsvorrath und ein Lazareth für die Verwundeten eingerichtet werde. Eine Abtheilung schickte er nach Meudon, um sich der dortigen Niederlage zu bemächtigen und die Höhen zu besetzen, damit er sich im Falle eines verlorenen Gefechts mit dem Konvent dorthin zurückziehen könne. Ferner ließ er die Straße nach St. Germain sperren, damit den Empörern keine Kanonen zugeführt würden und Waffenkisten nach der Vorstadt St. Antoine schaffen, um die Sektion Quinze-Vingts zu bewaffnen, welche allein für die Dekrete gestimmt hatte. Mit diesen Anstalten wurde er schon am Morgen des 13. fertig. Die republikanischen Truppen erhielten Befehl, den Angriff abzuwarten und ihn nicht zu veranlassen. Inzwischen hatte auch der Empörungsausschuß der Sektion Lepelletier seine Anstalten getroffen, die Regierungsausschüsse außer dem Gesetz erklärt und eine Art Tribunal gebildet, um Diejenigen zu richten, die sich der souveränen Macht der Sektionen widersetzten. Mehrere Generale hatten ihre Dienste angeboten. Ein Vendéer, bekannt unter dem Namen eines Grafen von Maulevrier und ein junger Auswanderer, Lafond, verließen ihr Versteck, um die Bewegung zu leiten. Die Generale Duchoux und Danican, welche in der Vendée die Republikaner befehligt, vereinigten sich jetzt mit ihnen. Danican war ein unruhiger Kopf, mehr dazu geschaffen, in einem Klub zu deklamiren, als ein Heer zu befehligen; er war ein Freund Hoche's gewesen, der ihn aber häufig wegen seiner Jokonsequenz getadelt. Nachdem man ihn abgesetzt, befand er sich in Paris, höchst unzufrieden mit der Regierung und bereit, auf die schlechtesten Befehle einzugehen. Er wurde zum Obergeneral der Sektionen ernannt. Da der Entschluß zu kämpfen einmal gefaßt war und sich alle Bürger wider Willen verwickelt sahen, entwarf man eine Art von Plan. Die Sektionen der Vorstadt St. Germain sollten unter dem Befehl des Grafen von

Maulevrier vom Odeon ausrücken, um die Tuilerien über die Brücke anzugreifen. Die Sektionen des rechten Ufers sollten durch die Straße St. Honoré und alle Quergassen, die von dieser nach den Tuilerien führen, ihren Angriff machen. Eine Abtheilung, die unter dem Befehl des jungen Lafond stand, erhielt den Auftrag, sich des Pont neuf zu bemächtigen, um die beiden Haupttheile der Sektionsarmee mit einander in Verbindung zu setzen. In die vorderste Reihe stellte man die jungen Leute, welche in den Heeren gedient und am geeignetsten waren, das Feuer auszuhalten. Von den vierzigtausend Mann der Nationalgarde standen höchstens siebenundzwanzigtausend unter den Waffen. Es gab ein bei weitem sichereres Verfahren, als das, sich in tiefen Reihen dem Feuer der Batterien auszusetzen. Man mußte Barrikaden in den Straßen aufwerfen, auf diese Weise die Versammlung und ihre Truppen in den Tuilerien einschließen, sich der umliegenden Häuser bemächtigen, von diesen aus ein mörderisches Feuer beginnen, die Vertheidiger des Konvents einzeln tödten und sie so durch Hunger und Kugeln bald überwältigen. Allein die Männer der Sektionen dachten nur an einen Handstreich und glaubten vermittelst eines einzigen Angriffs bis zum Palast vordringen und ihn mit Gewalt stürmen zu können. Noch an demselben Morgen hielt die Sektion Poissonière die Artilleriepferde und die Waffen, die nach der Sektion Quinze-Vingts bestimmt waren, auf; die des Montblanc nahm die für die Tuilerien bestimmten Lebensmittel in Beschlag und eine Abtheilung der Sektion Lepelletier bemächtigte sich der Schatzkammer. Der junge Lapont begab sich an der Spitze mehrerer Kompagnien nach dem Pont neuf, während andere Bataillone durch die Straße Dauphine kamen. Der General Carteaux hatte es übernommen, diese Brücke mit vierhundert Mann und vier Geschützen zu halten. Da er jedoch den Kampf nicht beginnen wollte, zog er sich auf den Quai des Louvre zurück. Überall stellten sich die Bataillone der Aufrührer in geringer Entfernung von den Posten des Konvents auf, so daß sie mit den Schildwachen sprechen konnten. Es wäre für die Truppen des

Konvents sehr vortheilhaft gewesen, zuerst anzugreifen, denn sie hätten, wenn sie dies plötzlich gethan, die Angreifer wahrscheinlich in Unordnung gebracht; allein es war den Generalen anempfohlen, den Angriff abzuwarten und dieser Anweisung leistete man Folge, obgleich bereits mehrere Feindseligkeiten stattgefunden, wie die Beschlagnahme der Artilleriepferde, der Lebensmittel für den Konvent und der Waffen für die Sektion Quinze-Vingts. Auch war bereits in der Straße St. Honoré ein Ordonnanzhusar erschossen worden. Der Morgen verging unter Vorbereitungen von Seiten der Sektionen und unter Erwartung von Seiten der Konventsarmee, als Danican vor Beginn des Kampfes erst einen Unterhändler an die Ausschüsse glaubte schicken zu müssen, um ihnen Bedingungen anzubieten. Barras und Bonaparte eilten gerade von einem Posten zum andern, als man den Parlamentär mit verbundenen Augen, als käme er in eine Festung, zu ihnen führte. Sie schickten ihn zu den Ausschüssen. Derselbe sprach sich auf eine sehr drohende Weise aus und bot den Frieden an, unter der Bedingung, daß man die Patrioten entwaffne und die Dekrete vom 5. und 13. Fruktidor zurücknehme. Solche Bedingungen waren nicht annehmbar und man durfte überhaupt auf gar keine hören. Dennoch beschlossen die Ausschüsse, vierundzwanzig Deputirte zu ernennen, die mit den Sektionen freundschaftlich sprechen sollten. Dies Mittel war schon oft von gutem Erfolge gewesen, denn das Wort ist von mächtiger Wirkung, wenn man im Begriffe steht, mit einander handgemein zu werden und man geht gern einen Vergleich ein, der die Nothwendigkeit einander zu morden, beseitigt. Als aber Danican keine Antwort erhielt, befahl er den Angriff. Man hörte Schüsse. Bonaparte ließ achthundert Gewehre und Patrontaschen in einen Saal des Konvents bringen, um die Repräsentanten selbst zu bewaffnen, welche im Falle der Noth als Reservekorps dienen sollten. Diese Vorsichtsmaßregel machte die ganze Größe der Gefahr ersichtlich. Jeder Deputirte eilte an seinen Platz und, wie gewöhnlich in Augenblicken der Gefahr, erwartete die Versammlung in lautlosem Schweigen den Erfolg dieses Kam-

pfes, des ersten regelmäßigen Kampfes, den sie gegen die empörten Sektionen geliefert. Es war 4½ Uhr. Von Barras begleitet, steigt Bonaparte im Hof der Tuilerien zu Pferde und eilt nach der Sackgasse Dauphine, die der Kirche St. Roch gegenüberliegt. Die Bataillone der Empörer füllten die Straße St. Honoré und waren bis zum Eingange der Sackgasse vorgedrungen. Eines ihrer besten Bataillone hatte sich auf den Stufen der Kirche St. Roch auf eine vortheilhafte Weise aufgestellt, um auf die Kanonen des Konvents zu schießen. Bonaparte, der die Gewalt des ersten Angriffs zu würdigen wußte, läßt sogleich seine Geschütze vorrücken und befiehlt eine Salve. Die Aufrührer antworteten mit einem lebhaften Musketenfeuer; allein Bonaparte überhagelt sie mit Kartätschen und zwingt sie, sich auf die Stufen der Kirche St. Roch zurückzuziehen, dringt sofort in die Straße St. Honoré ein und wirft auf die Kirche eine Schaar Patrioten, die mit der größesten Tapferkeit an seiner Seite kämpfen und furchtbare Beleidigungen zu rächen hatten. Nach heftigem Widerstande werden die Empörer aus ihrer Stellung an der Kirche geworfen. Sogleich richtet Bonaparte seine Geschütze zur Rechten und Linken und läßt die Straße St. Honoré ihrer ganzen Länge nach beschießen. Die Angreifer fliehen augenblicklich nach allen Seiten und ziehen sich in der größesten Unordnung zurück. Bonaparte überläßt darauf einem Offizier die Sorge, das Feuer fortzusetzen und die Niederlage zu vollenden, kehrt dann selbst zum Karousselplatz zurück und eilt an alle anderen Posten. Überall schießt er mit Kartätschen und überall sieht er die unglücklichen Empörer fliehen, die man unklugerweise in tiefen Reihen den Wirkungen der Artillerie ausgesetzt. Obgleich die Empörer tapfere Männer an ihrer Spitze hatten, flohen sie doch in größester Hast nach ihrem Hauptquartier im Thomaskloster. Danican und die andern Anführer sehen jetzt ihren Fehler ein, den sie begangen, indem sie gegen die Geschütze marschirten, anstatt sich zu verbarrikadiren und in die den Tuilerien benachbarten Häuser zu werfen. Doch lassen sie ihren Muth nicht sinken, sondern entschließen sich zu neuen Anstrengun-

gen. Sie wollen sich mit den Kolonnen vereinigen, welche aus der Vorstadt St. Germain kommen, um einen gemeinschaftlichen Angriff auf die Brücke zu machen. Sie bringen wirklich noch einmal sechs bis achttausend Mann zusammen, marschiren mit denselben dem Pont neuf zu, wo Lafond mit seiner Schaar stand und vereinigen sich mit dem Bataillon aus der Straße Dauphine unter dem Befehl des Grafen Maulevrier. Alle zusammen rücken in geschlossener Reihe längs dem Quai Voltaire vom Pont neuf nach dem Pont royal. Bonaparte, der überall erschien, wo die Gefahr es erheischte, war sogleich herbeigeeilt. Er stellt mehrere Batterien auf dem Tuilerien-Quai auf, welcher dem Quai Voltaire parallel läuft, läßt die Kanonen an der Spitze des Pont royal vorrücken und sie so richten, daß er den Quai, auf welchem die Angreifer kamen, im Kreuzfeuer beschießen konnte. Nachdem er diese Maßregeln getroffen, ließ er die Aufrührer erst herankommen und befahl dann plötzlich, zu feuern. Von der Brücke aus schmettern die Geschütze den Aufrührern die Kartätschen ins Gesicht und vom Quai aus in die Seite; sie tragen Schrecken und Tod in ihre Reihen. Der junge Lafond sammelt muthbeseelt die kräftigsten Männer um sich und marschirt aufs neue gegen die Brücke, um sich der Geschütze zu bemächtigen. Ein verdoppeltes Feuer reißt seine Abtheilung nieder. Umsonst bemüht er sich, sie noch einmal zum Angriff zu führen; sie flieht und zerstreut sich nach allen Seiten vor den Schüssen einer wohlgerichteten Artillerie. Um 4½ Uhr hatte der Kampf begonnen, um 6 war er beendigt. Bonaparte war mit mitleidsloser Energie verfahren und hatte auf die Bevölkerung der Hauptstadt wie auf österreichische Bataillone geschossen. Jetzt befahl er, die Kanonen blos mit Pulver zu laden, um die Empörer vollends vor sich herzutreiben und den Aufstand zu beendigen. Einige der Sektionstruppen hatten sich auf dem Vendômeplatze, in der Kirche St. Roch und im Palais royal verschanzt. Er läßt seine Truppen durch alle Seitenausgänge der Straße St. Honoré dringen und eine Abtheilung vom Platze Ludwig XV. aus die Straße Royale und die Boulevards entlang zie-

hen. So fegte er den Vendômeplatz rein, räumte die Kirche St. Roch auf und schloß das Palais royal ein, welches letztere er besetzt hielt, um einen Nachtkampf zu vermeiden. Am folgenden Morgen genügten einige Flintenschüsse, das Palais royal und die Sektion Lepelletier, in der die Empörer sich verschanzen wollten, aufzuräumen. Bonaparte ließ noch einige in der Nähe der Barrière des Sergens aufgeworfene Barrikaden fortschaffen und eine Abtheilung aufhalten, welche von St. Germain kam und den Empörern Kanonen brachte. Im Laufe des Tages wurde die Ruhe vollkommen wiederhergestellt. Sogleich hob man die Todten auf, um alle Spuren des Kampfes verschwinden zu lassen. Die Zahl der Todten und Verwundeten betrug auf beiden Seiten zusammen drei bis vierhundert. Dieser Sieg machte allen aufrichtigen Freunden der Republik, die den Einfluß des Royalismus bei diesem Aufstand nicht verkennen konnten, große Freude und gab dem bedrohten Konvent, mithin der Revolution und ihren Urhebern das Ansehn und die Macht zurück, deren sie zur Einsetzung neuer Institutionen bedurften. Dennoch war man einstimmig der Meinung, den Sieg nicht mit Strenge zu benutzen. Ein Vorwurf lag schon bereit für den Konvent, der Vorwurf, er habe nur für das Schreckensregiment und um es herzustellen, gekämpft. Es mußte ihm sehr viel daran gelegen sein, daß man ihm die Absicht, Blut zu vergießen, gar nicht unterlegen konnte. Übrigens hatten die Männer der Sektion bewiesen, daß sie höchst mittelmäßige Verschwörer und weit entfernt seien von der Energie der Patrioten; sie waren in größester Hast nach Hause gelaufen, zufrieden, so leichten Kaufs davon zu kommen und ordentlich stolz darauf, einen Augenblick denselben Kanonen getrotzt zu haben, welche so oft schon die Reihen Braunschweigs und Koburgs zerrissen. Wenn man sie ruhig zu Hause mit ihrem Muthe prahlen ließ, waren sie weiter nicht gefährlich. Daher begnügte sich der Konvent damit, den Generalstab der Nationalgarde abzusetzen, die am besten eingerichteten Grenadier- und Jägerkompagnien, in denen sich fast alle jungen Leute mit Zöpfen befanden, aufzulösen, die Nationalgarde für die

Zukunft unter die Befehle des Kommandanten der Armee des Innern zu stellen, die Entwaffnung der Sektionen Lepelletier und Theater français anzuordnen und drei Kommissionen zu bilden, welche die Rädelsführer der Empörung richten sollten, welche Letzteren übrigens fast alle entwischt waren. Die Grenadier- und Jägerkompagnien ließen sich auflösen, die beiden Sektionen lieferten ihre Waffen ohne Widerstand aus und Alles unterwarf sich. Die Ausschüsse schlugen den Weg der Milde ein und ließen alle Schuldigen entfliehen oder duldeten es, daß sie in Paris blieben, wo sie sich kaum versteckten. Die Kommissionen sprachen nur Urtheile wegen Nichterscheinens aus (in contumaciam). Nur einer von den Anführern wurde verhaftet, der junge Lafond. Sein Muth erweckte Theilnahme und man wollte ihn retten; allein er bestand eigensinnig darauf, sich für einen Ausgewanderten zu erklären, seine Theilnahme an der Empörung zu gestehen und so konnte man ihn nicht begnadigen. Die Duldung war so groß, daß ein Mitglied der in der Sektion Lepelletier gebildeten Aufruhrkommission, Namens Castellane, als ihn in der Nacht ein Wachtposten anrief: „Wer da!" zur Antwort gab: „Castellane, in contumaciam verurtheilt." Die Folgen des 13. Vendemiaire waren daher nicht blutig und die Hauptstadt war über diesen Tag gar nicht betrübt. Die Schuldigen zogen sich zurück oder gingen auch frei umher und in den Salons hörte man nichts als die Erzählungen der Heldenthaten, mit denen man sich offen zu rühmen wagte. Der Konvent mochte seine Angreifer nicht bestrafen, sondern begnügte sich damit, seine Vertheidiger zu belohnen. Er erklärte, sie hätten sich wohlverdient gemacht um das Vaterland, bewilligte ihnen Unterstützungen und bereitete Barras und Bonaparte einen glänzenden Empfang. Barras, der schon nach dem 9. Thermidor einige Berühmtheit erlangt, wurde jetzt noch berühmter, da man ihm die Rettung des Konvents zuschrieb. Er scheute sich aber nicht, einen Theil seines Ruhmes seinem jugendlichen Stellvertreter abzugeben. — „Der General Bonaparte ist der Mann, sagte er, dessen schnelle und wohlüberlegte Anstalten diese Versammlung gerettet ha-

ben.“ — Man zollte seinen Worten lauten Beifall. Barras wurde als Kommandant der Armee des Innern bestätigt und Bonaparte als zweiter Befehlshaber. — Bei diesem Ausgange der Empörung merkten die royalistischen Aufwiegler, wie gewaltig sie sich verrechnet. Eiligst schrieben sie nach Verona, sie seien von Jedermann betrogen worden; es habe an Geld gefehlt; wo man Geld gebraucht, seien kaum alte Lumpen vorhanden gewesen. Die monarchisch gesinnten Deputirten, von denen sie Versprechungen gehabt, hätten sie betrogen und ein schändliches Spiel gespielt; es sei dies eine jakobinische Raçe, auf die man sich nicht verlassen dürfe. Leider sei es nicht gelungen, Diejenigen, welche ihrer Sache dienen wollten, genugsam hineinzuziehen und mitzuverwickeln; die Pariser Royalisten mit ihren schwarzen oder grünen Wämsern und ihren Zöpfen, die sich mit ihren Aufschneidereien in den Theatern breit machten, seien beim ersten Flintenschuß davon gelaufen, um sich bei Weibern, welche sie leiden möchten, unterm Deckbett zu verstecken. Lemaitre, ihr Oberhaupt, war nebst mehreren andern Aufwieglern der Sektion Lepelletier verhaftet. Man hatte bei ihm eine Menge von Papieren in Beschlag genommen und die Royalisten fürchteten, diese möchten das Geheimniß der Verschwörung verrathen, besonders aber Lemaitre selbst möchte am Ende nicht reinen Mund halten. Dennoch verloren sie den Muth nicht und ihre Helfershelfer fuhren fort, die Männer der Sektionen zu bearbeiten. Die Art von Straflosigkeit, deren sich dieselben erfreuten, hatte sie keck gemacht. Da der Konvent, obschon er gesiegt, sie nicht zu züchtigen wagte, mußte er doch wol einsehen, daß die öffentliche Meinung auf ihrer Seite stehe. Sein Zaudern bewies also, daß er von der Gerechtigkeit seiner eigenen Sache eben nicht fest überzeugt sei. Obgleich besiegt, waren sie doch stolzer und hochfahrender als der Konvent selbst und erschienen wieder in den Wählerversammlungen, um die Wahlen nach ihren Wünschen zu betreiben. Die Versammlungen sollten sich am 20. Vendemiaire bilden und bis zum 30. dauern, der neue gesetzgebende Körper aber am 5. Brumaire zusammentreten. In Paris ließen die royali-

stischen Agenten das Konventsmitglied Saladin, das sie bereits gewonnen, ernennen. In einigen Departements veranlaßten sie Streitigkeiten und man sah Wählerversammlungen in Spaltungen gerathen und sich in zwei Theile trennen. Diese Umtriebe und diese schnelle Rückkehr der Keckheit trug mit dazu bei, die Patrioten noch mehr zu erbittern, welche am 13. alle ihre Prophezeihungen verwirklicht gesehen hatten. Sie waren stolz darauf, sowol daß sie richtig geahnt, als auch daß sie durch ihren Muth die Gefahr besiegt, welche sie so wohl vorhergesehen. Sie wollten, daß der Sieg nicht erfolglos für sie bleibe, sondern strenge Maßregeln gegen ihre Feinde und Genugthuungen für ihre in Haft befindlichen Freunde herbeiführe. Sie brachten daher Bittschriften ein, in denen sie die Freilassung der Verhafteten, die Absetzung der von Aubry ernannten Offiziere, die Wiedereinsetzung der durch ihn entlassenen, die Vorgerichtstellung der eingekerkerten Deputirten und ihre Wiederaufnahme auf die Wahllisten verlangten, falls sie unschuldig befunden würden. Der Berg, der sich unterstützt sah durch die von Patrioten besetzten Tribünen, gab diesen Anträgen seinen Beifall und verlangte kräftig ihre Annahme. Tallien, der sich dem Berge wieder genähert und der, wie Barras das militärische, das bürgerliche Oberhaupt der herrschenden Partei war, Tallien suchte ihn etwas zurückzuhalten und ließ den letztern Antrag, betreffend die Wiederaufnahme der verhafteten Deputirten auf die Wahllisten, als den Dekreten vom 5. und 13. Fruktidor zuwiderlaufend beseitigen. In der That erklärten diese Dekrete die gegenwärtig ihrer Befugnisse entsetzten Deputirten für nichtwählbar. Allein der Berg war keineswegs leichter in Schranken zu halten, als die Sektionen und es schien, als könnten die letzten Tage dieser Versammlung, die nur noch eine Dekade beisammensitzen sollte, nicht ohne einen Sturm vorübergehen. Die Nachrichten von den Gränzen trugen ebenfalls dazu bei, die Aufregung zu vermehren, indem sie das Mißtrauen der Patrioten und die unauslöschlichen Hoffnungen der Royalisten erweckten. Wir sahen, daß Jourdan bei Düsseldorf über den Rhein gegangen und nach der Sieg

vorgerückt, Pichegru in Mannheim eingerückt war und eine Abtheilung über den Rhein geworfen hatte. So glückliche Ereignisse hatten diesem vielgerühmten Pichegru keinen großen Gedanken eingegeben und er bewies dadurch entweder seine Treulosigkeit, oder seine Unfähigkeit. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge zu schließen, hat man seine Fehler der Unfähigkeit zuzuschreiben, denn selbst bei der Absicht, einen Verrath zu begehen, läßt man niemals die Gelegenheit zu großen Siegen unbenutzt, weil diese stets dazu dienen, den Mann im Preise steigen zu lassen. Jedoch sind glaubwürdige Zeitgenossen der Meinung, daß man seine falschen Manöver seinem Verrath zuschreiben müsse und er wäre somit der einzige Feldherr in der ganzen Geschichte, der sich freiwillig hätte schlagen lassen. Nicht eine Abtheilung, sondern sein ganzes Heer hätte er bei Mannheim über den Rhein werfen müssen, um sich Heidelbergs zu bemächtigen, weil dies der wesentlichste Punkt ist, auf dem sich alle Straßen kreuzen, die vom obern Rhein in das Neckar- und Mainthal führen. Dadurch bemächtigte er sich der Brücke, vermittelst welcher Wurmser sich mit Clerfayt hätte vereinigen können, trennte diese beiden Generale für immer von einander und sicherte sich die Stellung, vermöge deren er sich mit Jourdan vereinigen und mit ihm eine Masse bilden konnte, die nacheinander Clerfayt und Wurmser erdrückt hätte. Clerfayt sah die Gefahr ein und verließ die Ufer des Main, um nach Heidelberg zu eilen; allein schon war es seinem General Quasdanovich mit Unterstützung Wurmser's gelungen, die Abtheilung aus Heidelberg zu vertreiben, welche Pichegru daselbst gelassen. Pichegru war in Mannheim eingeschlossen und Clerfayt, der nicht mehr für seine Verbindung mit Wurmser fürchtete, marschirte sogleich gegen Jourdan. Dieser sah sich eingeengt zwischen dem Rhein und dem neutralen Gebiet, in dem er nicht wie in Feindesland leben konnte und befand sich in einer höchst gefährlichen Lage, da er keine geordnete Zufuhr aus den Niederlanden hatte und jetzt weder vorwärts marschiren, noch sich mit Pichegru vereinigen konnte. Clerfayt kümmerte sich übrigens nicht um die Neutralität

des Gebietes und stellte sich so auf, daß er Jourdan's linken Flügel umgehen und ihn in den Rhein werfen konnte. Jourdan konnte sich also dort nicht halten; die Repräsentanten und alle Generale beschlossen, er solle sich nach Mainz zurückwenden, um es auf dem rechten Ufer zu blokiren. Allein diese Stellung war um nichts besser als die vorige; sie ließ ihn in derselben Noth, setzte ihn in einer unvortheilhaften Stellung den Angriffen Clerfayt's aus und brachte ihn in die Gefahr, die Straße nach Düsseldorf zu verlieren. Daher beschloß man zuletzt den Rückzug nach dem untern Rhein, der auch in guter Ordnung bewerkstelligt wurde, ohne daß Clerfayt ihn beunruhigte. Dieser hegte einen großen Plan und kehrte an den Main zurück, um sich Mainz zu nähern. Zu dieser Nachricht von dem rückgängigen Marsch der Sambre- und Maasarmee kamen noch betrübende Gerüchte über die italienische Armee. Scheerer war daselbst mit zwei schönen Abtheilungen aus den Ostpyrenäen, die der Friede mit Spanien zur Verfügung gestellt, angekommen. Dennoch hieß es, dieser General glaube sich nicht sicher in seiner Stellung und verlange Lieferungen an Kriegsbedarf und Lebensmitteln, die man ihm nicht schaffen könne, ohne welche er aber eine rückgängige Bewegung zu machen drohe. Endlich sprach man von einer zweiten englischen Expedition, die den Grafen von Artois und neue Landungstruppen an Bord haben sollte. Diese Nachrichten, die durchaus nichts enthielten, was das Bestehen der Republik bedroht hätte, welche letztere immer noch über den Rhein gebot und zwei Armeen mehr zu ihrer Verfügung hatte, von denen sie eine nach Italien, die andere nach der Vendée schicken konnte, die überdies aus den Ereignissen bei Quiberon gesehen, daß sie auf Hoche rechnen und die Unternehmungen der Auswanderer nicht fürchten dürfe, — diese Nachrichten trugen dennoch dazu bei, die durch den Vendemiaire in Schrecken gesetzten Royalisten wieder zu ermuthigen und die Patrioten noch mehr aufzureizen, die so schon wenig zufrieden waren mit der Art und Weise, wie man den Sieg benutzt. Die Entdeckung der Korrespondenz Lemaitre's machte besonders einen höchst

ungünstigen Eindruck. Hier sah man die ganze Verschwörung klar vorliegen, die man seit längerer Zeit argwöhnte und erhielt die Gewißheit von dem Vorhandensein einer heimlichen Agentschaft in Paris, die mit Verona, mit der Vendée, mit allen Provinzen Frankreichs in Verbindung stand, gegenrevolutionäre Bewegungen erregte und selbst mit mehreren Mitgliedern des Konvents und der Ausschüsse im Einverständniß war. Die Prahlerei dieser schuftigen Agenten, die sich rühmten, bald einen General, bald einen Deputirten gewonnen zu haben und behaupteten, sie hätten Verbindungen mit Monarchisten und Thermidoristen, trug dazu bei, den Verdacht noch mehr zu erregen und ihn über den Häuptern aller Deputirten der rechten Seite schweben zu lassen. Schon nannte man Rovère und Saladin und hatte gegen diese Beiden sogar überführende Beweise aufgebracht. Der Letztere hatte eine Flugschrift gegen die Dekrete vom 5. und 13. Fruktidor veröffentlicht und zum Lohn dafür die Stimmen der Pariser Wähler erhalten. Ferner bezeichnete man als geheime Mitschuldige der royalistische Agenten Lesage, Larivière, Boissy d'Anglas und Lanjuinais, die ihr Stillschweigen während des 11., 12. und 13. Vendemiaire stark verdächtigt hatte. Die gegenrevolutionären Journale lobten diese Männer angelegentlich und trugen dadurch noch mehr dazu bei, sie zu verdächtigen. Dieselben Journale, welche die Dreiundsiebzig so eifrig lobten, überhäuften die Thermidoristen mit Schmähungen. Ein Bruch zwischen diesen Beiden schien unvermeidlich. Die Dreiundsiebzig und die Thermidoristen kamen noch immer bei einem gemeinschaftlichen Freunde zusammen, allein sie waren bereits verstimmt und mißtrauisch gegen einander. In den letzten Tagen der ganzen Sitzung sprach man in dieser Zusammenkunft über die neuen Wahlen, über die Umtriebe des Royalismus und über das Schweigen der Deputirten Boissy d'Anglas, Lanjuinais, Larivière und Lesage während der Auftritte des Vendemiaire. Legendre machte den vier Deputirten, die zugegen waren, ihr Schweigen mit seiner gewohnten Heftigkeit zum Vorwurf. Sie versuchten sich zu rechtfertigen. Lanjuinais ließ das

höchst seltsam Wort: „Metzelei vom 13. Vendemiaire" fallen und bewies dadurch entweder große Ideenverwirrung oder eine wenig republikanische Gesinnung. Tallien gerieth bei dieser Äußerung in heftigen Zorn, rief, er könne nicht länger mit Royalisten zusammenbleiben, er werde sie beim Konvent anzeigen und wollte den Saal verlassen. Man umringte ihn, bemühte sich ihn zu beruhigen und suchte die Äußerung Lanjuinais' zu beschönigen. Dennoch hatte man sich beinahe gänzlich überworfen, als man auseinanderging. Unterdeß wuchs die Aufregung in Paris, das Mißtrauen nahm überall zu und Jedermann gerieth in den Verdacht des Royalismus. Tallien trug darauf an, daß der Konvent sich zum geheimen Ausschuß bilde und klagte ausdrücklich gegen Lesage, Larivière, Boissy d'Anglas und Lanjuinais. Seine Beweise waren nicht genügend und beruhten nur auf mehr oder minder wahrscheinlichen Schlüssen. Die Anklage wurde nicht unterstützt. Louvet nahm nicht theil an derselben, obgleich er sich an die Thermidoristen angeschlossen, vielleicht, weil die vier Deputirten seine Freunde waren, doch verklagte er Rovère und Saladin und schilderte ihr Benehmen in scharfen Zügen, stellte dar, wie sie sich aus wilden Terroristen in wüthende Royalisten verwandelt und wirkte ein Haftsdekret gegen sie aus. Außerdem verhaftete man auch Lhomand, der in die Umtriebe Lemaitre's und Aubry's, des Anstifters der militärischen Reaktion, verwickelt war. Die Gegner Tallien's verlangten als Erwiderungsmaßregel die Veröffentlichung eines Briefes vom Präsidenten an den Herzog von Harcourt, in dem er, sich über die Mittheilungen aus Paris auslassend, von Tallien sagte: „Ich kann mir es nicht denken, daß Tallien ein Royalist von guter Art ist." Man erinnere sich, daß die Pariser Agenten sich rühmten, Tallien und Hoche gewonnen zu haben. Ihre gewohnten Prahlereien und ihre Verläumdungen in Betreff Hoche's genügten Tallien, sich zu rechtfertigen. Dieser Brief machte wenig Eindruck, denn seit der Vorfälle von Quiberon und seit seinem Benehmen im Vendemiaire war man weit davon entfernt, ihn für einen Royalisten zu halten, sondern betrachtete ihn

vielmehr als einen blutdürstigen Schreckensmann. So hegten Männer Mißtrauen gegen einander und ließen, wenn sie wirklich nicht vom Royalismus bestochen waren, wenigstens ihren Ruf gefährden, welche miteinander hätten einverstanden sein müssen, um durch gemeinschaftliche Bemühungen eine Revolution zu retten, die ihr Werk war. Dank den Verläumdungen der Royalisten endigten die letzten Tage dieser berühmten Versammlung ganz, wie die ersten begonnen hatten, unter Verwirrung und Stürmen. Tallien beantragte endlich die Ernennung einer Kommission von fünf Mitgliedern, welche wirksame Maßregeln vorschlagen sollte, um die Revolution während des Überganges von einer Regierung zur andern zu retten. Der Konvent ernannte Tallien, Dubois Crancé, Florent-Guyot, Roux von der Marne und Pons von Verdun. Der Zweck dieser Kommission war, den Wahlumtrieben der Royalisten zu begegnen und die Republikaner in Betreff der Bildung der neuen Regierung zu beruhigen. Der eiferbeseelte Berg glaubte, diese Kommission werde alle seine Wünsche verwirklichen und war einen Augenblick der Meinung und verbreitete auch das Gerücht, man werde alle Wahlen für ungültig erklären und die Inkraftsetzung der Verfassung noch einige Zeit aufschieben. Er hegte wirklich die Überzeugung, daß der Augenblick, die Republik sich selbst zu überlassen, noch nicht gekommen sei. Noch, meinte er, seien die Royalisten nicht genug gedemüthigt und man müsse die revolutionäre Regierung noch einige Zeit fortsetzen, um sie vollends niederzuschlagen. Die Gegenrevolutionärs gaben sich den Schein, dieselben Gerüchte zu verbreiten. Der Deputirte Thibaudeau, der bisher weder mit dem Berge, noch mit den Thermidoristen, noch auch mit den Monarchisten einen Weg gegangen war, dennoch aber ein aufrichtiger Republikaner zu sein schien und den die Wahl von zweiunddreißig Departements getroffen, weil man bei seiner Ernennung den Vortheil hatte, sich für keine Partei zu erklären, dieser Deputirte konnte natürlich der Richtung der Gemüther nicht so sehr mißtrauen, als die Thermidoristen. Er glaubte, Tallien und seine Partei verläumdeten mit ihren Vor-

sichtsmaßregeln die Nation, vermuthete sogar, er hege persönliche Absichten, wolle sich an die Spitze des Berges stellen und sich unter dem Vorwande, die Republik vor den Royalisten zu schützen, zum Diktator aufwerfen. Er sprach von diesem angeblichen Plan einer Diktatur auf eine giftige und bittere Weise und machte auf Tallien einen unvermutheten Ausfall, über den alle Republikaner erstaunten, weil sie den Beweggrund nicht einsahen. Dieser Ausfall machte Thibaudeau den Mißtrauischen verdächtig und bewirkte, daß man ihm Absichten unterlegte, die er nicht hatte. Obgleich er daran erinnerte, daß er zu den Königsrichtern gehöre, wußte man doch aus den in Beschlag genommenen Briefen, daß die Schuld an der Hinrichtung Ludwig XVI. durch bedeutende Dienste, die man seinen Erben leiste, gesühnt werden könne und diese Eigenschaft schien deshalb keine genügende Bürgschaft mehr zu sein. Sein Ausfall gegen Tallien schadete ihm daher bei den Patrioten, obgleich er ein standhafter Republikaner war und zog ihm von Seiten der Royalisten ungewöhnliche Lobsprüche zu. Man nannte ihn: Eisenschranke (barre de fer). Der Konvent schritt zur Tagesordnung und erwartete den Bericht, welchen Tallien im Namen der Kommission der Fünf zu erstatten hatte. Das Ergebniß ihrer Arbeiten war der Vorschlag eines Dekrets, welches folgende Maßregeln enthielt: 1) Die Ausgewanderten und Verwandten der Auswanderer sind bis zum allgemeinen Frieden von allen bürgerlichen, militärischen, Municipal-, Gesetzgebungs- und richterlichen Ämtern ausgeschlossen. 2) Wer unter den Gesetzen der Republik nicht leben will, hat die Erlaubniß, Frankreich zu verlassen und sein Vermögen mitzunehmen. 3) Alle Offiziere werden abgesetzt, welche nicht während der revolutionären Regierung, also seit dem 10. August, gedient haben und seit dem 15. Germinal, also seit der Wirksamkeit Aubry's, Stellen erhalten haben. Diese Bestimmungen wurden angenommen. Dann dekretirte der Konvent feierlich die Vereinigung Belgiens mit Frankreich und die Eintheilung dieses Landes in Departements. Am 4. Brumaire endlich wollte die Versammlung, kurz

bevor sie auseinanderging, ihre lange und stürmische Laufbahn mit einer Handlung der Milde beschließen. Sie erklärte, daß vom allgemeinen Frieden an die Todesstrafe in der französischen Republik abgeschafft sei, verwandelte den Namen des Revolutionsplatzes in den Namen: Eintrachtsplatz (p. d. la Concorde); endlich erließ sie eine Amnestie für alle auf die Revolution bezüglichen Thaten, ausgenommen den Aufstand vom 13. Vendemiaire. Das hieß die Männer aller Parteien in Freiheit setzen, außer Lemaitre, denn dieser war der Einzige von den Verschwörern des Vendemiaire, gegen welchen genügende Beweise vorlagen. Die gegen Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrère ausgesprochene Landesverweisung, welche man hatte widerrufen wollen, um sie noch einmal zu richten, d. h. um sie zum Tode zu verurtheilen, wurde jetzt bestätigt. Barrère, der allein noch nicht eingeschifft war, sollte es sofort werden. Alle Gefängnisse sollten sich öffnen. Am 4. Brumaire des Jahres IV (26. Oktober 1795) Nachmittags 2½ Uhr sprach der Präsident des Konvents folgende Worte: „Der Nationalkonvent erklärt, daß seine Sendung erfüllt und seine Sitzung beendet ist." — Der tausendfache Ruf: „Es lebe die Republik!" begleitete diese letzten Worte.

So endigte die lange und denkwürdige Sitzung des Nationalkonvents. Die konstituirende Versammlung hatte die alte Lehnsverfassung zu zerstören und eine neue zu gründen; die gesetzgebende Versammlung mit dieser Verfassung im Beisein des Königs, den man in der Konstitution gelassen, einen Versuch zu machen. Nach einem Versuche von wenigen Monaten erkannte und erklärte sie die Unverträglichkeit des Königs mit den neuen Einrichtungen und seine Mitschuld mit dem verschworenen Europa. Sie setzte den König einstweilen ab, die Konstitution aus und legte ihre Befugnisse nieder. Der Konvent fand also vor: einen entthronten König, eine für ungültig erklärte Verfassung, den Krieg mit Europa und an Hülfsmitteln weiter nichts, als eine völlig zerstörte Verwaltung, ein entwerthetes Papiergeld und alte unbrauchbar und ganz unvollzählig gewordene

Regimentsstämme. Seine Aufgabe war daher nicht, die Freiheit einem abgeschwächten und verachteten Throne gegenüber zu erklären, sondern diese Freiheit gegen das gesammte Europa zu vertheidigen und diese Aufgabe war eine ganz andere. Ohne auch nur einen Augenblick vor ihr zu erschrecken, proklamirte er die Republick im Angesicht der feindlichen Heere, opferte den König auf, um sich jeden Rückzug abzuschneiden, bemächtigte sich aller Gewalten und warb zur Diktatur. Es wurden Stimmen in ihm laut, die von Menschlichkeit sprachen, als er nur von Energie wollte reden hören: er erstickte sie. Dieser Diktatur aber, welche er sich in der Nothwendigkeit der gemeinschaftlichen Erhaltung über Frankreich angemaßt, bemächtigten sich bald zwölf Mitglieder gegen ihn selbst, aus demselben Grunde und von derselben Nothwendigkeit dazu getrieben. Von den Alpen bis zum Meere, von den Pyrenäen bis zum Rhein bemächtigten sich diese zwölf Diktatoren alles Vorhandenen, der Menschen und der Sachen und begannen mit den Völkern Europas den furchtbarsten und größesten Kampf, dessen die Geschichte erwähnt. Um die obersten Leiter dieses ungeheuern Werkes zu bleiben, opferten sie nach einander alle Parteien. Wie es einmal des Menschen Bestimmung ist, hatten sie die Fehler, die Übertreibung ihrer großen Eigenschaften; diese Eigenschaften waren Kraft und Energie, ihre Übertreibung die Grausamkeit. Sie vergossen Ströme von Blut, bis daß sie, durch den Sieg überflüssig, durch den Mißbrauch ihrer Gewalt verhaßt geworden, endlich unterlagen. Jetzt bemächtigte sich wieder der Konvent statt ihrer der Diktatur und begann allmälig die Muskeln seiner furchtbaren Verwaltung schlaffer nachzulassen. Durch den Sieg sicher geworden, lieh er sein Ohr der Menschlichkeit und seinen Geist den Gedanken der Wiedergeburt. Alles Gute und Große, er hat es gewünscht, er hat es ein Jahr lang versucht, allein die Parteien, die eine unerbittliche Macht zerschmettert, erstanden wieder unter einer Regierung der Milde; zwei Faktionen, in denen sich in unzähligen Schattirungen die Freunde und Feinde der Revolution verbanden,

griffen ihn abwechselnd an. Die Einen besiegte er im Germinal und Prairial, die Andern im Vendemiaire und bis zum letzten Tage zeigte er sich heldenmüthig inmitten der Gefahr. Endlich entwarf er eine republikanische Verfassung und trat nach einem dreijährigen Kampfe mit Europa, mit den Parteien, mit sich selbst, blutig und verstümmelt vom Schauplatz ab, um Frankreich dem Direktorium zu übergeben.

Sein Andenken ist furchtbar geblieben; allein man darf von ihm nur eine Thatsache, nur eine einzige anführen und vor dieser gewaltigen That fallen alle Vorwürfe in nichts zusammen: er hat uns gerettet vor der Eroberung durch das Ausland! Die vorhergehenden Versammlungen hatten ihm Frankreich gefährdet hinterlassen; er aber hinterließ dem Direktorium und dem Kaiserreich das gerettete Frankreich. Kehrte im Jahre 1793 die Auswanderung nach Frankreich zurück, so blieb keine Spur übrig von den Werken der konstituirenden Versammlung und den Wohlthaten der Konstitution und anstatt der bewundernswürdigen Staatseinrichtungen, statt der herrlichen Großthaten, durch welche sich die Konstituirende, der Konvent, das Direktorium, das Konsulat und das Kaiserreich ausgezeichnet, hätten wir nichts gehabt, als die blutige und niederträchtige Anarchie, die wir noch heute hinter den Pyrenäen sehen. Der Konvent wies den Einbruch der Könige, die sich gegen unsere Republik verschworen, siegreich zurück und dadurch hat er der Revolution auf dem Boden Frankreichs eine ununterbrochene Wirksamkeit von dreißig Jahren gesichert und ihren Werken Zeit verschafft, sich zu befestigen und die Kraft zu erlangen, welche es ihnen möglich macht, dem ohnmächtigen Zorne der Feinde der Menschheit zu trotzen.

Den Männern, die sich mit Selbstgefühl Patrioten von 1789 nennen, wird der Konvent stets zurufen können: „Ihr habt den Kampf hervorgerufen, ich aber, ich habe ihn ausgehalten und beendigt."

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Druck von Strube, Sauchsins jun.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte der Französischen Revolution

Bd.: 13

Leipzig (1848)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 9674 -11/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250292-2